

Honoré de Balzac



Der Staatsanwalt und
andere Novellen

H. de Balzac / Dunkle Geschichten

Deutsch von Gisela Kühn-Etzel. Erster Band
Der Staatsanwalt und andere Novellen.



Honoré de Balzac.

**Der Staatsanwalt
und andere Novellen.**

München 1918 bei Georg Müller

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in einer einmaligen Auflage von 1000 in der Presse numerierten Exemplaren in der Buchdruckerei von Mänicke und Jahn in Rudolstadt hergestellt. 50 Exemplare wurden auf Bütten abgezogen.

Vorwort

Der Titel dieser Sammlung ist einen, im Jahre 1832 anonym erschienenen Novellenbände, den »Contes Bruns«, entnommen, dessen Verfasser drei damals noch junge Schriftsteller und Freunde waren: Honoré de Balzac, Philarète Chasles und Charles Rabou.

Balzacs Anteil an diesem Buche genau festzustellen haben sich viele bemüht, ohne daß es endgültig gelungen wäre, doch läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß »Der spanische Grande« und »Eine Unterredung zwischen elf und Mitternacht« von ihm sind. (Letztere Novelle wurde hier nicht aufgenommen, weil sie für diese Sammlung ungeeignet war.) Für die beiden andern in meiner Auswahl enthaltenen Erzählungen aus den »Contes Bruns«, nämlich »Tobias Guarnerio« und »Der Staatsanwalt«, wird die Autorschaft Balzacs angezweifelt. Der tüchtige Balzacforscher und Balzackenner Lovenjoul erwähnt sie nicht in seiner Bibliographie über Balzacs Werke. Ich habe sie aber darum ausgewählt, weil sie beide sehr originell und spannend sind. Die Novelle »Der Staatsanwalt« steht in jeder Hinsicht, auch stilistisch, über dem

»Spanischen Granden«.

Sämtliche anderen in diesen zwei Bänden enthaltenen Erzählungen sind authentisch und der »édition définitive« entnommen.

Ich lasse nun noch eine Kritik folgen, die Balzac selbst den »Contes Bruns« in der Nummer vom 16. Februar 1832 der »Caricature« widmete. Sie ist voll übermütiger Selbstgefälligkeit und leiser Ironie:

* *
*
*
*

Es waren ihrer drei, aber Geist hatten sie für vier; drei Anonymusse, die Geschichten geschrieben hatten. Sie nannten sie »dunkle«, wahrscheinlich um der Lokalfarbe gerecht zu werden. Blieb noch, die drei Verfasser unter einen Hut zu bringen: man signierte mit einem »(Querkopf« [Französisch »tête envers«, d. h. ein auf dem Kopfe stehender Kopf; die Originalausgabe hat statt des Verfassernamens einen solchen verkehrten Kopf auf dem Titel.] Diese Zusammenstellung appetitlicher Bissen ergab ein köstliches literarisches Werkchen, einen bizarren Band voll packender Ereignisse, durchweht von einem unaufdringlichen Zynismus, wie nur die Überlegenheit ihn zeitigt.

Beglückwünschen wir vor allem die Herren Autoren der »Contes Bruns«, nicht irgendwo in ihrem Titel das Wort »phantastisch« eingeschmuggelt zu haben, dieses abgebrauchte Schlagwort eines allerdings noch neuen Genres. Und dennoch, wenn je ein solches Beiwort gerechtfertigt war, so ist es hier in diesem Werk: Auge ohne Lid, Körper ohne Arm, Kopf ohne Eigentümer, Enthüllungen aus einer anderen Welt — ich meine, das sei genug des Phantastischen, oder ich verstehe mich nicht darauf.

Gerade das ist es, was dieses Buch zu einer Quelle seltener Erregungen und unbekannter Freuden macht; denn da fast alle darin enthaltenen Erzählungen selbst ihrem Stoff nach völlig neu sind, so sind sie auch von unvergleichlicher Anziehungskraft.

Indessen gibt es unter den fast unglaublichen Abenteuern auch einige mit historischem Hintergrund, die uns durch die Sicherheit und Genauigkeit der Darstellung den Eindruck der Glaubwürdigkeit machen. So z. B. »Der spanische Grande«, dessen zwanzig Seiten einen ganzen Band aufwiegen, eine prächtige Erzählung, falls sie auf Tatsachen beruht, ein kleines Meisterwerk der Erfindungsgabe, falls es eine Dichtung ist. Selbst wer die Novelle im Bett liest, wird nicht darüber einschlafen.

Wir brauchen den »Contes Bruns« kein weiteres Lob zu widmen; da in den nächsten Tagen ihre zweite Auflage er scheint, so sind wir dessen enthoben . . .

Paris, April 1914

Gisela Kühn-Etzel

Inhaltsverzeichnis

H. de Balzac / Dunkle Geschichten

Der Staatsanwalt und andere Novellen.

Vorwort

Der Staatsanwalt.

Die Marana.

»Lebwohl!«

Tobias Guarnerius.

Der Staatsanwalt.

Pierre Leroux war ein armer Fuhrknecht aus der Umgebung von Beaugency.

Wenn er den Tag damit verbracht hatte, die drei Pferde, die seine Fuhre zogen, durch die Felder zu führen, und der Abend kam, kehrte er in den Hof zurück, auf dem er diente, aß schweigsam mit den andern Knechten sein Nachtmahl, zündete eine Laterne an und legte sich im Winkel des Stalles zur Ruhe.

Seine Träume waren im Allgemeinen primitiv und ohne Farbenglut, ihr Gegenstand meistens die Pferde. Einmal wachte er plötzlich auf, mitten in der Anstrengung, das Gabelpferd, das gestürzt war, auf die Beine zu bringen; ein andermal hatte der Graue sich in die Stränge der Bespannung verfangen. Eines Nachts träumte er, daß er an seiner Peitsche eine ganz neue Schnur befestigt hatte und daß die Peitsche durchaus nicht knallen wollte; diese Vision erregte ihn so sehr, daß er, erwacht, nach der Peitsche griff, die er jeden Abend neben sich legte, und mitten in der Nachtstille

losknallte, um sich zu überzeugen, daß er noch nicht des schönsten Vorzugs eines Fuhrmannes beraubt sei. Bei dem Lärm kam der ganze Stall in Aufruhr; die erschrockenen Pferde sprangen verwirrt auf, schlugen wiehernd aus und zerrissen beinahe ihre Halfter; aber mit einigen beruhigenden Worten beschwichtigte Pierre Leroux diesen Tumult, und alles schief wieder ein. Das war eines der großen Ereignisse seines Lebens, das er jedesmal erzählte, wenn ein Glas Wein ihn redselig gemacht hatte und er jemand fand, der gelaunt war, ihn anzuhören.

Zur selbigen Zeit beschäftigten Träume ganz anderer Art Herrn Desalleux, Stellvertreter des Oberstaatsanwalts beim Strafgericht in Orleans. Nachdem er einige Monate vor der Zeit, von der wir sprechen, mit großem Erfolg als Staatsanwalt debütiert hatte, glaubte er sich für mehr als dieses Amt berufen, und die Würde des Justizministers war der Traum seiner Nächte. Und während er tagsüber die schwierigsten Rechtsfälle studiert hatte, beschäftigten sich seine Träume mit rednerischen Triumphen. Der Ruhm der Agnesseau und anderer Berühmtheiten aus den schönen Zeiten des parlamentarischen Gerichtshofes genügten seinem Streben für die Zukunft nicht; bis in die weiteste Vergangenheit, bis in die Zeit der „Macht durch das Wort!“ das war die

Hoffnung, der Inhalt, das ganze wollen seines Lebens, das in dieser Leidenschaft vollkommen aufging und sich um ihretwillen alle Vergnügungen und Freuden der Jugend versagte.

Diese zwei Naturen, Pierre Leroux, der sich kaum um etwas über das Tier erhob, und Herr Desalleux, verfeinert und vergeistigt bis zum allerhöchsten Grad, standen sich eines Tages von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Es gab zwischen ihnen eine kleine Streitfrage. Herr Desalleux, auf seinem Sitz im Gerichtshof thronend, forderte auf einige unbedeutende Indizien hin den Kopf von Pierre Leroux, wegen Mordes angeklagt, und Pierre Leroux verteidigte seinen Kopf gegen die Bemühungen des Herrn Desalleux.

Trotz des gewaltigen Unterschieds der Kräfte in diesem Duell hätte die Jury beinahe: „Mangel an Beweisen“ gefunden, und der Angeklagte wäre den Händen des Henkers entschlüpft. Aber gerade diese Lücke in der Anklage bot Gelegenheit, eine außerordentliche Beredsamkeit zu entwickeln, die ganz besonders den schönen Hoffnungen des Herrn Desalleux zugutekam. Als seines Glückes Schmied mußte er aus der Gelegenheit Nutzen ziehen.

Außerdem war da noch ein böser Umstand

zuungunsten des armen Pierre Leroux. Einige Tage vor Beginn der Verhandlung hatte der junge Substitut, in Gegenwart einiger lebenswürdiger Damen, die sich darauf freuten, dabei zu sein, merken lassen, daß er sicher auf ein Todesurteil rechne; jeder wird verstehen, welche unangenehme Lage es für ihn wäre, wenn es zu keiner Verurteilung käme und wenn Pierre Leroux den Kopf auf den Schultern behielt und als lebendes Dementi der All macht seiner Anklagerede frei davonginge. Wer wollte ihn übrigens tadeln, den Vertreter des Staatsanwalts! wenn er selbst auch nicht ganz überzeugt war, umso größer war das Verdienst, so zu sprechen, wie man es seit mehr als einem Jahrhundert vor den Schranken von Orleans nicht gehört hatte. Oh, daß Sie nicht da waren, um zu sehen, wie gerührt sie waren, diese armen Herren Geschworenen, bis auf den Grund der Seele, als er ihnen in einer hochtrabenden Schlußrede das erschreckende Bild der Gesellschaft zeigte, der Gesellschaft, die zersprengt werden würde, wenn Pierre Leroux frei ausging. Oh, daß Sie nicht zugegen waren bei den Lobreden, die zwischen der Verteidigung und der Anklage ausgetauscht wurden, als der Advokat des Angeklagten das Wort ergriff und damit anfang, daß er es nicht unterlassen könne, dem glänzenden oratorischen Talent des Staatsanwalts zu

huldigen! warum hörten Sie nicht den Vorsitzenden, der in seiner Schlußrede den selben Text behandelte: Sie hätten sicherlich geglaubt, daß ein akademischer Preis für Beredsamkeit verliehen, nicht aber, daß ein Mensch zum Tode verurteilt werden sollte. Sie hätten auch inmitten der Menge elegantgekleideter Damen die Schwester Herrn Desalleux' entdecken können, die von anderen Damen der Gesellschaft beglückwünscht wurde, während etwas weiter sein alter Vater vor Freude darüber weinte, einen solchen Sohn und Redner in die Welt gesetzt zu haben.

Ungefähr sechs Wochen nach dieser Familienfeier bestieg Pierre Leroux mit dem Scharfrichter einen Narren, der ihn am Tor des Kerkers von Orleans erwartete. Sie begaben sich miteinander auf den Place du Montroie, den Ort, wo die Hinrichtungen vollzogen werden. Sie fanden ein Schafott vor, das schon für sie aufgerichtet war, und viele Leute, die sie erwarteten. Pierre Leroux bestieg die Stufen des Schafotts mit der Gleichgültigkeit eines Mehlsacks, den ein Flaschenzug auf den Speicher einer Bäckerei befördert. Als er oben angelangt war, traf seine Augen ein Sonnenstrahl, der sich an dem glänzenden Stahl des Schwertes der Gerechtigkeit brach, und Pierre wankte; aber der Scharfrichter, mit dem höflichen Eifer eines Gastgebers, der die Honneurs macht,

stützte ihn unter dem Arm und stellte ihn auf den Boden der Guillotine. Dort fand Pierre Leroux den Gerichtsschreiber vor, der gekommen war, um das Protokoll über den Akt aufzunehmen, die Herren Gendarmen, die darüber wachen sollten, daß die öffentliche Ordnung durch die Rechnung, die da beglichen wurde, nicht gestört würde, und die Herren Henkersknechte, die — weit davon entfernt, das Sprichwort, das über sie im Umlauf ist, wahr zu machen — ihm mit rücksichtsvoller Höflichkeit zeigten, wie er sich unter das Beil zu legen habe. Eine Minute später war Pierre Leroux' Kopf abgetrennt, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß einige von denen, die gekommen waren, einem spannenden Schauspiel beizuwohnen, ihre Nachbarn fragten, ob die Sache schon vorüber sei, und dann schwuren, sich nicht wieder wegen so einer Lappalie aus ihrer Ruhe bringen zu lassen.

Drei Monate waren vergangen, seitdem der Kopf und der Rumpf Pierre Leroux' in einen Winkel des Friedhofs geworfen waren, und allem Anschein nach barg die Grube nur noch die Gebeine, als eine neue Session eröffnet wurde und Herr Desalleux wieder eine große Anklage zu vertreten hatte.

Am Vorabend des Tages, an dem er wieder das Wort er greifen sollte, verließ er zeitig einen Ball in einem

Schloß der Umgebung, zu dem er mit seiner ganzen Familie eingeladen war, und kam allein in die Stadt zurück, um seinen Fall für morgen vorzubereiten.

Die Nacht war dunkel; ein warmer Südwind piff traurig über die Ebene, während der Lärm des Festes noch in seinen Ohren klang. Da wurde er von einer tiefen Melancholie erfaßt. Die Erinnerung an viele Leute, die er gekannt hatte und die gestorben waren, erwachte in ihm, und ohne daß er wußte warum, fiel ihm Pierre Leroux ein.

Doch als er sich der Stadt näherte und die ersten Lichter des Vororts auftauchten, verschwanden alle seine düsteren Gedanken; und als er endlich an seinem Schreibtisch saß, umgeben von seinen Büchern und Akten, dachte er nur noch an seine Anklagerede, die er noch eindrucksvoller gestalten wollte, als alle vorhergehenden.

Das System seiner Anklage hatte er sich schon zurechtgelegt. Nebenbei bemerkt, es ist eine wunderbare Sache, daß unsere Sprache den Ausdruck „Anklagesystem“ kennt, das heißt: eine eigenmächtige Art, eine Reihe von Tatsachen und Beweisen zusammenzustellen, auf Grund deren man sich des Kopfes eines Menschen bemächtigt, so wie man ein philosophisches System aufstellt, das heißt: eine

Reihe von Vernunftgründen und Trugschlüssen, auf Grund deren man eine unschuldige Wahrheit, Theorie oder Moral verkündet. — Sein Anklagesystem war im besten Gange, als die Aussage eines Zeugen, den er noch nicht verhört hatte, ihm in den Weg kam und das ganze so sicher aufgetürmte Gebäude umzustürzen drohte. Es kamen ihm wohl Augenblicke des Zweifels, aber so, wie wir ihn kennen, trug Herr Desalleux in seiner Eigenschaft als Staatsanwalt seiner Eigenliebe mindestens ebenso Rechnung wie seinem Gewissen. Indem er seine ganze Logik und alle Spitzfindigkeit der Sprache gegenüber dieser unwillkommenen Zeugenschaft zu Hilfe rief, hoffte er sie in die Zahl seiner schlagendsten Argumente einzureihen; nur war die Arbeit mühsam und die Nacht vorgeschritten.

Es hatte drei Uhr geschlagen, und die Kerzen auf seinem Schreibtisch waren im Verlöschen und warfen nur noch einen bleichen Schein.

Er ersetzte sie durch neue, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann in seinen Lehnstuhl und lehnte sich zurück. In dieser Stellung blickte er gedankenlos durch ein Fenster ihm gegenüber und betrachtete die Sterne, die am Himmel glänzten. Plötzlich, während sein Blick längs der Scheibe entlang glitt, begegneten seine Augen zwei

Augen, die starr auf ihn gerichtet waren; er dachte, der widerschein seiner Nerzen, die sich im Fenster spiegelten, bringe diese Erscheinung hervor, und er stelle sie an eine andere Stelle; aber er sah das Bild nur deutlicher. Da es ihm an Mut nicht mangelte, bewaffnete er sich mit einem Stock, der einzigen Waffe, die er zur Hand hatte, und öffnete das Fenster, um zu sehen, wer der Neugierige wäre, der ihn zu solcher Stunde beobachtete. Das Zimmer, in dem er sich aufhielt, lag in einem höheren Stockwerk; über ihm und unter ihm war die Mauer ganz senkrecht und zeigte keinen Vorsprung, mit dessen Hilfe man herauf oder hinunter steigen konnte ; in dem schmalen Raum zwischen Fenster und Balkon konnte sich nichts seinem Blick entziehen, und doch sah er nichts. Er dachte, daß er die Beute einer Halluzination wäre, wie sie auf geregte Sinne in der Nacht hervorbringen, und setzte sich lächelnd wieder an die Arbeit. Aber er hatte noch keine zwanzig Zeilen geschrieben, als er in einem dunklen Winkel des Zimmers etwas sich rühren hörte. Nun wurde er doch aufgeregt, denn es war nicht natürlich, daß alle seine Sinne, einer nach dem andern, sich verschworen hatten, ihn zu trügen. Er untersuchte diesmal mit Aufmerksamkeit, woher dieses Geräusch käme, und entdeckte einen schwärzlichen Gegenstand, der in ungleichen Sprüngen auf ihn zuhüpfte, wie eine

Elster. Je mehr sich die Erscheinung näherte, desto gräßlicher wurde ihr Anblick, denn, — nun konnte er sich nicht täuschen, — sie nahm die Form eines menschlichen Kopfes an, der vom Rumpf abgetrennt war und von Blut triefte; und als sie mit einem großen Satz sich zwischen seinen zwei Kerzen aufpflanzte, auf den verstreuten Papieren seines Schreibtisches, erkannte Herr Desalleux die Züge Pierre Leroux', der ohne Zweifel gekommen war, um ihn zu belehren, daß bei einem Staatsanwalt gutes Gewissen mehr wert hat, als Beredsamkeit. Er sank in wildem Schreck ohnmächtig zu Boden.

Am nächsten Morgen fand man ihn bewußtlos ausgestreckt im Blute liegen, das ins Zimmer, auf seinen Schreibtisch und bis auf die Blätter seiner Anklageschrift gefloßen war. Man dachte, und er hütete sich, das Gegenteil zu sagen, er sei von einem Blutsturz befallen worden. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß er nicht imstande war, das Wort zu führen, und daß alle seine rednerischen Vorbereitungen verloren waren.

Viele Tage verflossen, ehe die Erinnerung an diese schreckliche Nacht aus seinem Gedächtnis schwand, viele Tage, ehe er ohne Todesangst die Dunkelheit und Einsamkeit ertragen konnte. Endlich, nach einigen Monaten, nachdem die Erscheinung nicht

wiedergekommen war, begann seine Vernunft der Zeugenschaft seiner Sinne die Wage zu halten, und er fragte sich wieder, ob diese ihn nicht betrogen hatten. Doch um sich ganz zu überzeugen, was alle seine Vernunftgründe nicht vermochten, rief er die Ansicht seines Arztes zu Hilfe, dem er sein Abenteuer anvertraute. Der Doktor, der schon oft Gehirne untersucht hatte, ohne die leisesten Spuren von irgendetwas zu entdecken, das einer Seele ähnlich sah, und zu einer gelehrten materialistischen Anschauung gelangt war, lachte hell auf, als er diese Erzählung der nächtlichen Vision anhörte. Das war vielleicht die beste Art, seinen Kranken zu heilen, denn auf diese Weise, indem er über dessen Sorgen lachte, zwang er sozusagen seine Eigenliebe, an der Kur mitzuhelfen. Er war übrigens nicht in Verlegenheit, Herrn Desalleux seine Halluzination durch eine Überanspannung seiner geistigen Kräfte zu erklären, die erst einen Blutandrang nach dem Kopf und dann Blutleere zur Folge hatten, so daß er das zu sehen meinte, was er eben nicht sah. Durch diese Konsultation beruhigt und durch kein neues Ereignis widerlegt, erlangte Herr Desalleux nach und nach seine geistige Ruhe wieder und nahm seine Amtspflichten wie der auf; er schränkte sie nur in dem Sinne ein, daß er weniger angestrengt arbeitete und

auch nach dem Rat des Arztes an gesellschaftlichen Zerstreungen teilnahm, von denen er sich bis dahin ganz fern gehalten hatte.

Für einen Gelehrten, der aus Gesundheitsgründen in den Salon verbannt ist, gibt es eine einzige Art, sich die Situation erträglich zu machen, nämlich: sich ihr ehrlich und ganz hinzugeben, und frisch und fröhlich, was immer es ihn auch kostet, an den Vergnügungen teilzunehmen. Iks liegt in den Dingen, die man gewissenhaft tut, selbst in solchen, die einem nicht angenehm sind, irgendein seltsamer Reiz und Trost; und es gibt vielleicht keinen Mann von so vollkommener Überlegenheit, daß eine Beschäftigung, an der die Gesellschaft — mit andern Worten also alle Welt — Gefallen findet, nicht auch ihn zerstreuen würde, wenn sein Bildungshochmut es zuläßt.

In Fällen wie der vorliegende kann der Verkehr mit Frauen eine ausgezeichnete Ablenkung sein; und mehr als jeder andere konnte sich Herr Desalleux davon überzeugen; denn abgesehen von seinen äußerlichen Vorzügen, hatte der Ruf seiner rednerischen Erfolge und mehr noch seine Gleichgültigkeit den Frauen gegenüber, die Aufmerksamkeit derselben erregt. Aber in seinem Leben war alles so berechnet, daß auch die Liebe einer Frau nur unter Bedingungen darin Platz fand. Unter den Herzen, die für ihn zu schlagen bereit

waren, suchte er jenes aus, das ihm bei einer Heirat den meisten Gewinn bringen konnte an Geld, Verbindungen und anderen gesellschaftlichen Vorteilen. So beschloß er den ersten Teil seines Romans und sah mit Vergnügen, daß die Braut, die ihm all dies brachte, ein reizendes junges Mädchen war, elegant und geistreich, und er liebte sie nun mit aller Glut, deren er fähig war, unter Zustimmung und begünstigt von Vater und Mutter, bis die Heirat folgte.

Seit langem hatte Orleans keine so hübsche Braut gesehen, wie die des Herrn Desalleux; seit langem hatte Orleans keine so glückliche Familie gesehen, wie die des Herrn Desalleux; seit langem hatte Orleans keinen so vergnügten und glänzenden Hochzeitsball gesehen, wie den des Herrn Desalleux.

Diesen Abend hatte er seine Zukunft vergessen und lebte nur in der Gegenwart. Er stand in einer Ecke des Salons mit einem Klienten, der diese Zeit gewählt hatte, um über seinen Prozeß zu sprechen, und blickte von Zeit zu Zeit auf die Uhr, die drei Viertel nach eins zeigte; er hatte auch bemerkt, daß seit Mitternacht die Mutter der Jungvermählten zweimal leise mit dieser gesprochen hatte, daß sie mit verschämtem Gesicht geantwortet hatte und nunmehr beim Tanzen zerstreut war. Plötzlich, nach einem Kontertanz, bemerkte er an dem Flüstern, das durch die Gesellschaft ging, daß

etwas geschehen war. Während der Klient noch immer plädierte, suchte sein Blick die Stelle, welche seine Frau und die Brautjungfern während des Abends eingenommen hatten, und sah sie nicht mehr. Da tat der ernste Beamte wie alle anderen Männer. Er stahl sich aus der Gesellschaft des redseligen Mannes, erreichte durch geschicktes Manövrieren die Tür, und während die Diener mit Erfrischungen beladen eintraten, verschwand er, im Glauben, daß ihn niemand bemerkt habe. Das war aber nur Einbildung, denn von dem Moment an, da die Braut den Ball verlassen hatte, war er allen jungen Damen von achtzehn bis fünfundzwanzig nicht aus den Augen gekommen.

Im Augenblick, da er ins Brautgemach eintreten wollte, begegnete er seiner Schwiegermutter, die mit dem Gefolge von Würdenträgern, deren Gegenwart beim coucner der Vermählten nötig gewesen war, und einigen Matronen, die sich ihnen freiwillig angeschlossen hatten, heraustrat. Mit gerührter Stimme und bittendem Händedruck sagte ihm seine Schwiegermutter einige Worte; man sah, daß sie ihm ihre Tochter anempfahl. Herr Desalleux antwortete mit einigen zärtlichen Worten und einem Lächeln — und hat dabei sicher nicht an Pierre Leroux gedacht.

Als er die Tür des Zimmers schloß, war seine Braut

schon im Bette; es schien ihm sonderbar, daß die Vorhänge zugezogen waren; kein Laut war zu hören.

Die Feierlichkeit dieses Schweigens, das unerwartete Hindernis dieses Vorhangs, dessen Zurückziehen eine gewisse Geschicklichkeit erforderte, verdoppelten bei dem Gatten eine Verlegenheit, die umso leichter zu verstehen ist, als er selten Gelegenheit gesucht hatte, sich in solchen Lagen zu bewegen. Sein Herz schlug heftig, und ein Schauer überlief seine Glieder, während er das Kleid und den Hochzeitsschmuck ansah, die um ihn herum in anmutiger Unordnung verstreut waren. Mit unsicherer Stimme rief er seine Braut bei Namen. Da er keine Antwort erhielt, wandte er sich, vielleicht um Zeit zu gewinnen, zur Tür, überzeugte sich nochmals, daß sie gut geschlossen war, näherte sich dann dem Bett und zog die Vorhänge langsam auseinander.

Im ungewissen Licht der Lampe, die das Zimmer erhellte, sah er eine wunderliche Erscheinung.

Neben seiner Braut, die fest schlief, hob sich ein schwarzer Haarschopf, der keiner Frau angehörte, von den weißen Kissen ab und nahm dort den Platz ein, der eigentlich ihm selbst zu kam. War er das Opfer eines Scherzes, der die Mysterien der Brautnacht stören sollte, oder war ein kühner Usurpator

gekommen, ihn zu entthronen, bevor er noch gekrönt war! Auf alle Fälle beachtete ihn sein Stellvertreter wenig; denn ebenso wie seine Frau lag er in festem Schlaf und hatte das Gesicht der Mauer des Alkovens zugewendet. Als Herr Desalleux sich über das Bett beugte, um die Züge dieses seltsamen Gastes zu erkennen, durchzog ein langer Seufzer, wie der eines Menschen, der erwacht, die Stille; zur selben Zeit wandte sich das Gesicht des Unbekannten ihm zu und zeigte ihm die schrecklichen Züge des Pierre Leroux.

Da er sich zum zweiten Mal dieser entsetzlichen Erscheinung gegenüber sah, hätte er verstehen sollen, daß es in seinem Leben eine böse Tat gab, für die von ihm Rechenschaft gefordert wurde. Wenn er sich die Mühe genommen hätte, sein Gewissen zu befragen, hätte er leicht gewußt, welches sein Verbrechen war; und dann wäre es das Beste gewesen, bis zum Morgen zu beten, dann bei anbrechendem Tag in seine Kirche zu gehen und eine Messe für die Seelenruhe des Pierre Leroux lesen zu lassen. Durch diese Buße und ein Almosen für arme Gefangene hätte er vielleicht die Ruhe seines Gebens wiedergefunden und hätte sich für immer von den Anfechtungen der Visionen befreit.

Der Gedanke an seine Braumacht nahm ihn aber so gefangen, daß er nicht an die fromme Hilfe dachte. Das Herz von Wünschen heiß, fühlte er Mut, in

offenen Kampf mit dem Phantom zu treten, das ihm seine Braut streitig machen wollte, und er versuchte, es bei den Haaren zu fassen, um es aus dem Bett zu werfen. Aber der Kopf, der seine Absicht merkte, begann die Zähne zu fletschen, und als er die Hand unvorsichtig nach ihm ausstreckte, brachte er ihm einen tiefen Biß bei. Doch diese Wunde vermehrte die Wut des tapferen Gatten; er sah sich nach einer Waffe um, riß eine Eisenstange vom Kamingitter und schlug mit aller Kraft auf das Bett los, um dem Tod den Tod zu geben und seinen gräßlichen Feind zu zerschmettern. Aber es ging wie in den Marionettentheatern auf dem Jahrmarkt, wo der Hanswurst den Schlägen, die ihm zgedacht sind, ausweicht, indem er sich duckt. So oft die Eisenstange sich erhob, machte der Kopfeinen geschickten Sprung auf die Seite, und die Waffe schlug ins Leere. Das dauerte so einige Minuten, bis er mit gewaltigem Satz, über die Schulter seines Fein des hinwegschnellend, hinter ihm verschwand, ohne daß dieser ihn in irgendeinem Winkel des Zimmers wiederfinden oder erraten konnte, wohin er entschlüpft war.

Nach gewissenhafter Untersuchung und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er Herr des Schlachtfeldes war, kehrte Herr Desalleux zu seiner Frau zurück, die während des Kampfes wunderbarerweise weiter

geschlafen hatte, und schickte sich trotz der Unordnung des Brautbettes, auf dem der Kopf Blutspuren hinterlassen hatte, an, davon Besitz zu ergreifen; aber als er die Decke aufhob, um darunter zu schlüpfen, sah er mit Entsetzen, daß eine große warme Blutlache, eine Hinterlassenschaft seines fürchterlichen Nebenbuhlers, seinen Platz ausfüllte und selbst noch die Schenkel seiner Braut badete. Mehr als eine Stunde verging, ohne daß es ihm gelang, dieses Blut aufzutrocknen, das trotz all seiner Mühen nicht versiegte. Ein Unglück kommt selten allein. während er im Zimmer umherlief, warf er die Lampe um und blieb in einer Dunkelheit zurück, die seine Verwirrung beträchtlich vermehrte. Indes schritt die Nacht vor, und trotz aller Hindernisse, die Himmel und Erde dagegenstemmen würden, hatte der Anwalt sich geschworen, seine Ehe zu vollziehen. Nachdem er über die feuchte Stelle zwei oder drei Lagen trockener Wäsche gebreitet hatte, die nicht so bald durchtränkt werden würden, legte er sich mutig darauf; und während er seine Braut mit den zärtlichsten Namen rief, versuchte er sie zu wecken. Sie schlief weiter. Dann zog er sie an sich, nahm sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen. Sie schlief weiter und schien unempfindlich gegen alle seine Zärtlichkeiten. was hatte das zu bedeuten! Verstellung eines jungen

Mädchens, das seine Jungfräulichkeit nicht wachend verlieren will! Hatte sich in dieser Hexennacht ein übernatürlicher Schlaf auf ihre Augen gesenkt! Der Tag begann zu dämmern, und in der Hoffnung, daß seine ersten Strahlen allen häßlichen Zauber brechen würden, dessen Beute er gewesen war, stand Herr Desalleux auf und zog die Vorhänge beiseite, um das Morgenlicht ins Zimmer zu lassen; da sah der Unglückliche, weshalb das Blut nicht versiegen wollte. In seiner wahnsinnigen Wut hatte er bei dem Duell mit dem Kopf des Pierre Leroux statt seiner den Kopf seiner Geliebten getroffen. Der Schlag war so heftig gewesen, daß sie sofort und lautlos gestorben war, und jetzt, da er sie betrachtete, floß das Blut noch immer aus einer tiefen Wunde, die er ihr an der linken Schläfe beigebracht hatte.

Überlassen wir es den Physiologen, diese Erscheinung zu erklären. Als Herr Desalleux sah, daß er seine Frau getötet hatte, bekam er einen Lachanfall, der noch dauerte, als seine Schwiegermutter an die Tür des Zimmers pochte, um sich zu erkundigen, wie die Gatten die Nacht verbracht hatten. Seine erschreckende Heiterkeit verdoppelte sich, als er die Stimme der Mutter der Verstorbenen hörte. Er öffnete, faßte sie an den Armen und zog sie zum Bett, damit sie dieses schöne Schauspiel gut sehen könne; dabei

befiel ihn noch viel stärkeres Lachen, das schließlich in heftiges Schluchzen überging. Der markerschütternde Schrei, den die arme Mutter ausstieß, ehe sie in Ohnmacht fiel, rief alle Bewohner des Hauses zu Zeugen dieser furchtbaren Szene, deren Gerücht sich sofort in der Stadt verbreitete. Denselben Morgen noch wurde Herr Desalleux auf Befehl des Oberstaatsanwalts ins Gefängnis von Orleans geführt, und später stellte sich heraus, daß die Zelle, in die man ihn einlieferte, dieselbe war, die Pierre Leroux bis zu seiner Hinrichtung bewohnt hatte.

Das Ende des Staatsanwalts war etwas weniger tragisch als das seines Vorgängers hier.

Die Ärzte erklärten ihn einstimmig für wahnsinnig und von einer fixen Idee befallen, und so wurde der, der sich dazu bestimmt glaubte, die Welt durch sein Wort aus den Angeln zu heben, ins Irrenhaus gebracht und länger als sechs Monate in einer dunkeln Zelle gefesselt gehalten. Nach Ablauf dieser Zeit nahm man ihm, da er keine Zeichen von Tobsucht gezeigt hatte, seine Ketten ab, und er erfuhr eine sanftere Behandlung.

Sobald er sich wieder frei bewegen konnte, zeigte sich ein seltsamer Wahn bei ihm, der ihn nicht wieder verließ: er hielt sich für einen Seiltänzer und tanzte

von früh bis Abend mit den Gesten und allen Bewegungen eines Mannes, der eine Balancierstange in der Hand hat und auf einem Seil geht.

Ein Buchhändler in Orleans hat die Idee gehabt, die Anklagereden, die der Staatsanwalt in seiner kurzen Laufbahn gehalten, in einem Band zu sammeln. Drei Auflagen sind nach und nach erschienen. Der Herausgeber bereitet eine vierte vor.

– E n d e –

Die Marana.

Trotz der Disziplin, auf die der Marschall Suchet in seinem Armeekorps zu halten wußte, hatte er es nicht hindern können, daß bei der Annahme von Tarragona ziemliche Verwirrung und Unordnung herrschte. Nach Aussage einiger wahrheitsliebender Soldaten hatte die Siegestrunkenheit große Ähnlichkeit mit einer Plünderung, der der Marschall übrigens sofort Einhalt zu tun wußte. Als die Ordnung wiederhergestellt, jedes Regiment einquartiert und der Platzkommandant ernannt war, erschienen die Intendanturoffiziere. Die Stadt bekam nun ein zwiespältiges Ansehen: Man organisierte alles nach französischem Muster, aber man ließ den Spaniern Freiheit, in ihren Nationalgewohnheiten zu verharren. Dieser erste Plünderungszustand, dessen Zeitdauer unbestimmbar war, hatte — wie alle Ereignisse hier unter dem Mond — seine leicht begreifliche Ursache. In der Armee des Marschalls befand sich ein Regiment, dem fast ausschließlich Italiener angehörten; sein Kommandeur war ein gewisser

Oberst Eugen, ein Mann von hervorragender Tapferkeit, ein zweiter Murat, der, weil er zu spät am Kriege teilgenommen, kein Großherzogtum Berg, kein Königreich von Neapel und keine Kugeln auf dem Pizzo erhielt. Bekam er auch keine Krone, so hatte man ihn doch an einen Platz gestellt, wo er genug Kugeln bekommen konnte, und es ist daher nicht erstaunlich, daß er mit einigen Bekanntschaft machte. Den Grundstock des Regiments bildeten die Trümmer der italienischen Legion. Diese Legion war für Italien das, was für Frankreich die Kolonialtruppen sind. Sie war auf der Insel Elba stationiert gewesen und hatte dazu gedient, junge Taugenichtse aus guter Familie und entgleiste Männer, denen die Gesellschaft bereits den Makel eines üblen »Subjekts« aufgebrannt hatte, auf anständige Weise beiseite zu schaffen. Es waren Leute, anders geartet als die Menge, Leute, deren Dasein dank einem Frauenlächeln, das sie aus ihrem glänzenden Schlendrian emporreißt, schön und glücklich — ebenso gut aber durch ein paar nichtswürdige Betrachtungen eines betrunkenen Kameraden am Schluß irgendeiner Orgie furchtbar enden kann. Napoleon hatte diese tatkräftigen Männer dem sechsten Linienregiment einverleibt, in der Hoffnung, sie fast alle zu Generalen zu machen, abgesehen von denen, die eine Kugel holen würde.

Aber die Berechnungen des Kaisers erfüllten sich nur hinsichtlich der Verheerungen, die der Tod anrichten sollte. Dies vielfach dezimierte, aber sich immer gleich bleiben de Regiment errang sich einen ehrenvollen Ruf auf dem Schlachtfeld — und den verächtlichsten im Privatleben. Bei der Belagerung von Tarragona verloren die Italiener ihren berühmten Hauptmann Bianchi, denselben, der während des Feldzuges gewettet hatte, er werde das Herz eines spanischen Vorpostens essen — und es aß. Wenn gleich Bianchi von jenen Teufeln in Menschengestalt, denen das Regiment seinen zwiespältigen Ruf verdankte, der Tollste war, so hatte er dennoch dies ritterliche Ehrgefühl, das in den Augen der Kameraden die schlimmsten Streiche entschuldigt. Mit einem Wort: in einem früheren Jahrhundert wäre er ein bewunderter Flibustier gewesen. Es war erst wenige Tage her, daß er sich durch eine Heldentat ausgezeichnet hatte, die der Marschall belohnen wollte. Doch Bianchi lehnte Beförderung, Gehaltserhöhung und neue Ordensverleihung ab und erbat als einzigen Lohn die Vergünstigung, der Erste bei der Erstürmung Tarragonas sein zu dürfen. Der Marschall genehmigte die Bitte und vergaß sein Versprechen; aber Bianchi ließ ihn an Bianchi denken. Der tollkühne Hauptmann pflanzte als erster die

französische Flagge auf die Mauer und wurde dort von einem Mönch getötet.

Diese geschichtliche Abschweifung war notwendig, um zu erklären, wie es kam, daß das sechste Linienregiment das erste war, das in Tarragona eindrang, und warum die bei einer im Sturm genommenen Stadt erklärliche Verwirrung so schnell in Plünderung ausartete.

Dem Regiment gehörten auch zwei Offiziere an, die unter jenen Eisenfressern nicht weiter hervorrugten, in dieser Erzählung aber durch ihr gemeinsames Auftreten eine hinreichend wichtige Rolle spielen werden.

Der erste war Zeughauptmann, also halb militärischen halb bürgerlichen Ranges. Die Soldaten sagten von ihm: »er weiß sein Glück zu machen!« Er gebärdete sich tapfer, rühmte sich vor allen Leuten, dem sechsten Linienregiment anzugehören, und wußte seinen Schnauzbart zu drehen, wie einer, der dreinzuhauen weiß; aber seine Kameraden achteten ihn nicht. Sein Vermögen machte ihn vorsichtig. Übrigens hatte man ihm aus zwei Gründen den Spitznamen »Der Rabenhauptmann« gegeben; einmal, weil er eine feine Nase für den Pulvergeruch hatte und den Flintenschüssen mit Windeseile zu entfliehen

wußte; dann steckte aber auch ein harmloser Soldatenscherz in dem Wort, ein kleiner Spott, den er verdiente und den ein an derer vielleicht sogar geschätzt hätte.

Der Hauptmann Montefiore, aus der berühmten Familie der Montefiore in Mailand, dem das italienische Gesetz jedoch verbot, seinen Titel zu führen, war einer der hübschesten Burschen im Heere. Diese Schönheit war vielleicht die unbewußte Ursache seiner Zurückhaltung in der Schlacht. Eine Wunde, die seine Nase verunstaltet, seine Stirn gespalten oder die Wangen durch Narben verunziert hätte, würde eines der schönsten italienischen Gesichter zerstört haben — ein Antlitz, so zart und edel, wie es nur je eine Frau erträumt haben mag. Seine Züge glichen denen des jungen sterbenden Türken, den Girodet auf seinem Bilde »Der Aufruhr in Kairo« gegeben hat; sie hatten also den schwermütigen Ausdruck, der den Frauen fast immer gefällt. Der Marquis von Montefiore besaß umfangreiche Liegenschaften, deren Einkünfte er aber durch Jahre hindurch verschwendet hatte, um eine Laune zu befriedigen, wie man sie in Paris nicht begreifen würde. Er hatte sich für ein Mailänder Theater ruiniert, das er unterstützte, um dem Publikum eine schlechte Sängerin aufzudrängen, von der er sagte, daß sie ihn wahnsinnig liebe. Der

Hauptmann Montefiore hatte eine sehr schöne Zukunft und zögerte nicht, sie für ein elendes Stück rotes Band aufs Spiel zu setzen. war er kein tapferer Mann, so war er doch ein Philosoph, und er hatte seine Vorgänger — um mich parlamentarisch auszudrücken. Tat nicht Philipp II. in der Schlacht von Saint-Quentin den Schwur, nie wieder im Feuer zu stehn, außer bei den Scheiterhaufen der Inquisition! Und billigte der Herzog von Alba nicht die Meinung, es sei der schlechteste Handel von der Welt, gegen seinen Willen eine Krone gegen eine Bleikugel vertauschen zu müssen! So war also Montefiore in seiner Eigenschaft als Marquis Philippist, in seiner Eigenschaft als hübscher Junge ebenfalls, und im übrigen ein ebenso weiser Politiker, wie Philipp II. es sein konnte. Er tröstete sich über seinen Spitznamen und die Verachtung des Regiments mit dem Gedanken, daß seine Kameraden alles Schnapphähne seien, deren Meinung — selbst wenn sie zufällig diesen Vertilgungskrieg überleben sollten — keinen großen Glauben finden würde. Auch war sein schönes Gesicht ein Wertdiplom. Er sah sich schon gewaltsam zum Obersten ernannt, sei es nun durch weibliche Gunst oder durch schlaue Umwandlung eines Zeughauptmanns in einen Ordonnanzoffizier und des Ordonnanzoffiziers in den Adjutanten irgendeines

liebenswürdigen Marschalls. Ihm war der Ruhm einfach eine Kleiderfrage. Eines Tages würde eine Zeitung von ihm sagen »der tapfere Hauptmann Montefiore« usw. Dann würde er hunderttausend Skudi Rente haben, eine junge Dame von Rang heiraten, und niemand würde wagen, seine Tapferkeit anzuzweifeln oder seine Wunden zu bestreiten. Und schließlich besaß der Hauptmann Montefiore einen Freund in der Person des Quartiermeisters, eines Provenzalen aus der Gegend von Nizza, mit Namen Diard.

Ein Freund — sei es im Gefängnis oder auf der Dachkammer des Künstlers — tröstet über manches Mißgeschick. Nun, Montefiore und Diard waren zwei Philosophen, die gegen das Leben im Laster Trost suchten, gleichwie zwei Künstler ihr Lebensleid in der Hoffnung auf künftigen Ruhm begraben. Alle beide betrachteten den Krieg in seinen Folgen, nicht in seinem Tun, und von den Gefallenen sagten sie verächtlich, es seien Dummköpfe. Der Zufall hatte aus ihnen — die eigentlich an den grünen Tisch gehörten — Soldaten gemacht. Die Natur hatte Montefiore nach dem Modell eines Rizzio geformt und Diard in einen Tiegel mit den Diplomaten zusammengeworfen. Alle beide hatten ein hitziges und lebhaftes, fast weibliches Temperament, einen schwankenden Charakter, der

zum Guten wie zum Bösen neigte und der, je nach Laune, ein Verbrechen oder eine edle Tat, einen Akt der Seelengröße oder der Niederträchtigkeit begehen konnte. Solche Schicksale sind immer abhängig von dem mehr oder weniger starken Druck, den heftige oder flüchtige Leidenschaften auf ihren Nervenapparat ausüben. Diard war hinreichend zahlungsfähig, aber kein Soldat würde ihm seine Börse oder sein Testament anvertraut haben, vielleicht nur infolge der Antipathie des Soldaten gegen den Bürokraten. Dem Quartiermeister mangelte es weder an Tapferkeit noch an einem gewissen jugendlichen Edelmut — Eigenschaften, die manche Leute allerdings mit den Jahren, wenn sie mehr rechnen und überlegen, ablegen. Veränderlich wie die Schönheit einer Frau war auch Diards Charakter; er war prahlerisch und schwatzhaft und redete gern über alles. Er nannte sich einen Kunstliebhaber und tat es zwei berühmten Generalen im Sammeln von Kunstschatzen nach — lediglich, wie er sagte, um sie der Nachwelt zu erhalten. Seine Kameraden waren in Verlegenheit gewesen, ein wahres Urteil über ihn zu fällen. Viele unter ihnen, die je nach den Umständen zu seiner Börse ihre Zuflucht nehmen mußten, hielten ihn für reich; aber er war ein Spieler, und Spieler haben nichts wirklich zu eigen. Er sowohl als Montefiore waren

Spieler, und alle Offiziere spielten mit ihnen: denn zur Schande der Menschheit muß man gestehen, daß nicht selten am Spieltisch Leute beisammensitzen, die einander im übrigen weder grüßen noch achten. Montefiore war es gewesen, der mit Bianchi die Wette um das spanische Herz eingegangen war.

Montefiore und Diard waren bei der Erstürmung die Letzten gewesen, aber die Ersten im Innern der Stadt, sobald sie genommen war. Solche Zufälle kommen in der allgemeinen Verwirrung vor, nur machten die beiden Freunde es immer so. Arm in Arm durchstreiften sie mutig ein Labyrinth enger dunkler Gassen und gingen jeder seinen Geschäften nach: der eine nach gemalten, der andere nach lebenden Madonnen suchend. In irgendeinem Winkel Tarragonas erkannte Diard an dem Bau eines Portales, daß hier ein Kloster sein müsse. Das Tor war aufgesprengt, und Diard eilte in das Gebäude hinein, um die Wut der Soldaten zu zügeln. Er kam gerade zurecht, um zwei Pariser daran zu hindern, nach einer heiligen Jungfrau zu schießen; er kaufte sie ihnen ab, trotz des Schnurrbartes, mit dem der Soldatengeist der beiden Füsiliere sie bereits geschmückt hatte. Montefiore, der allein geblieben war, musterte das dem Kloster gegenüberliegende Haus eines Buchhändlers, als von dort her ein Schuß auf ihn

abgegeben wurde — in demselben Augenblick, als er mit einem hinter einem Fenstervorhang halb verborgenen jungen Mädchen feurige Blicke wechselte.

Tarragona im Sturm genommen, Tarragona in Wut, aus allen Fenstern Schüsse sendend, Tarragona entehrt, halbnackt, mit wehendem Haar, brennenden Straßen, überflutet von töten den und getöteten französischen Soldaten — war es nicht einen Blick wert, den Blick einer unerschrockenen Spanierin! war das nicht ein Schauspiel, großartiger als das Stiergefecht!

Montefiore vergaß die Plünderung, und einen Moment lang war er taub für Kriegsgeschrei und Flintenschüsse und das Grollen der Kanonen. Das Profil dieser Spanierin erschien ihm unvergleichlich schön — ihm, dem italienischen Wüstling, der der Italienerinnen, der Frauen müde war und eben darum eine Frau erträumte, die es nicht gab. Noch konnte er erzittern, der Wollüstling, der für tausend Launen, für die tausend Leidenschaften eines jungen Blasierten, ein Vermögen vergeudet hatte, er, das ekelste Ungeheuer, das die Gesellschaft groß gezogen. Ein guter Gedanke ging ihm durch den Kopf, ein Gedanke, den ihm wohl der Flintenschuß des patriotischen Kaufmanns eingegeben haben mochte: er

wollte das Haus in Brand stecken. Aber er war allein, ohne Hilfsmittel; der Mittelpunkt des Kampfes war auf dem großen Platz, wo einige Starrköpfe sich noch immer gegen den Feind verteidigten. Übrigens kam ihm nun auch ein besserer Gedanke. Diard kam aus dem Kloster wieder heraus; Montefiore sagte ihm nichts von seiner Entdeckung und machte mit ihm mehrere Streifzüge durch die Stadt. Andern Tages aber wurde der Hauptmann ordnungsmäßig bei dem Tuchhändler einquartiert. Das war doch wohl die gegebene Wohnung für einen Zeughauptmann !

Das Haus des braven Spaniers hatte im Erdgeschoß einen großen dunklen Laden, dessen Fenster durch Eisengitter geschützt waren, etwa wie in Paris die alten Läden der Lombardstraße. Dieser Laden führte in ein vom Innenhof erhelltes Wohnzimmer, einen großen Raum, wo alles den Geist des Mittelalters atmete: alte gedunkelte Bilder, alte Wandteppiche, altes Kupfergeschirr; an einem Nagel der Federhut, die Guerillaflinte und der Bartholomäusmantel. Anschließend an diesen Wohnraum, in dem man speiste, sich an der schwachen Glut des Kohlenbeckens wärmte, Zigarren rauchte und in Gesprächen den Haß gegen Frankreich schürte, lag die Küche. Silberne Kannen und kostbares Geschirr zierten einen altmodischen Kredenz Tisch. Allein die

spärliche Tageshelle ließ diesen leuchtenden Gegenständen nur ein mattes Glimmen; und wie auf einem Gemälde der holländischen Schule war alles braun in diesem Raum, selbst die Gesichter. Zwischen dem Laden und dem Saal mit den stimmungsvollen Farbentönen und dem patriarchalischen Leben befand sich eine ziemlich dunkle Treppe zu einem Lagerraum, wo geschickt angebrachte Fenster ein Prüfen der Stoffe gestatteten. weiter oben war das Zimmer des Kaufmanns und seiner Frau; und schließlich kam die Kammer des Lehrlings und die der Magd, die man in einer zur Straße gelegenen Mansarde untergebracht hatte. Die Dachbalken gaben diesem Raum ein seltsames Ansehen. Jetzt hatten sich der Kaufmann und seine Frau hier einquartiert, denn, um alle Streitigkeiten zu vermeiden, hatten sie dem Offizier ihr Schlafzimmer abgetreten. Montefiore gab sich für einen ehemaligen spanischen Untertan aus, der von Napoleon verfolgt und gegen seinen Willen zum Heeresdienst gezwungen worden sei. Diese halben Lügen hatten den gewünschten Erfolg. Er wurde eingeladen, mit an der Familientafel zu speisen, wie es seinem Rang und Namen gebührte. Montefiore hatte seine Gründe, weshalb er das Wohlwollen des Kaufmanns zu erlangen suchte: er witterte seine Madonna, wie der Menschenfresser das frische Fleisch

des Däumling und seiner Brüder witterte. Trotzdem der Tuchhändler Vertrauen zu ihm faßte, bewahrte er doch, was diese Madonna anlangte, das tiefste Stillschweigen. Der Hauptmann konnte also am ersten Tage, den er unter dem Dache des Spaniers zubrachte, keine Spur des jungen Mädchens entdecken, und kein Geräusch oder sonstiges Zeichen deutete auf ihre Anwesenheit in dem alten Gebäude. Da aber in dem fast ganz aus Holz gebauten Hause jedes Geräusch leicht vernehmbar war, so hoffte Montefiore, in der Stille der ersten Nachtstunden ausfindig zu machen, wo die junge Unbekannte sich verborgen hielt. Da er vermutete, daß sie die einzige Tochter der alten Leute sei, nahm er an, man habe sie für die ganze Zeit der feindlichen Besetzung auf die Dachkammer verbannt. Aber nicht das geringste Zeichen verriet ihm das Versteck seines köstlichen Schatzes. Der Offizier preßte das Antlitz an die kleinen viereckigen bleigefassten Glasscheiben des Fensters, das auf den Hof zeigte, der dunkel zwischen Mauern lag; aber er sah keinen anderen Lichtschein als aus jenem Zimmer, in dem das alte Ehepaar hustend und redend hin und her ging. Vom jungen Mädchen zeigte sich auch nicht ein Schatten. Montefiore war zu schlau, als daß er sein zukünftiges Liebesglück durch nächtliches Herumspionieren und leises An-die-Türen-Pochen

aufs Spiel gesetzt hatte; denn würde der glühende Patriot — dreifach argwöhnisch als Spanier, Vater und Buchhändler — ihn entdeckt haben, so wäre er fraglos verloren gewesen. Der Hauptmann beschloß also, geduldig abzuwarten und alles von der Zeit und der Unvorsichtigkeit der Menschen zu erhoffen. Selbst ein Schurke ist manchmal unvorsichtig, wie viel mehr ein Ehrenmann. Am andern Tag entdeckte er den Ort, wo die Magd schlief: es war eine in der Küche angebrachte Hängematte. Der Lehrling schlief in einem Winkel des Ladens. An diesem zweiten Tag gelang es Montefiore beim Abendessen durch Verwünschungen auf Napoleon die Stirn seines Gastgebers zu erhellen. Das finstere braune Gesicht des Spaniers hatte Ähnlichkeit mit den Köpfen, wie man sie früher in Geigenhalse schnitzte; seine Frau sah mit Erleichterung ein Lächeln des Hasses um seinen faltenreichen Mund. Die Lampe und das Glimmen des Kohlenbeckens gaben dem weiten Saal geheimnisvollen Lichtschein. Die Wirtin bot ihrem halben Landsmann eine Zigarette an. Da plötzlich hörte Montefiore Kleiderrauschen und den Fall eines Stuhles hinter einem Wandteppich.

»Um Gottes willen,« sagte die Frau erbleichend, »es wird doch kein Unglück geschehen sein!«

»Sie haben dort jemand verborgen!« fragte der

Italiener wie nebenher.

Der Tuchhändler stieß eine Verwünschung auf alle jungen Mädchen aus. Seine Frau öffnete beunruhigt eine Geheimtür und führte totenbleich die Madonna des Italieners heraus; der entzückte Liebhaber tat aber, als beachte er es gar nicht. Um jedoch den Schein zu wahren, blickte er das Mädchen flüchtig an und wandte sich an den Hausherrn mit der in seiner Muttersprache gestellten Frage:

»Ist das Ihre Tochter, Signore!«

Perez de Lagounia — dies war der Name des Kaufmanns — unterhielt mit Genua, Florenz und Livorno bedeutsame Handelsbeziehungen; er sprach also Italienisch und antwortete in dieser Sprache:

»Nein; wenn es meine Tochter wäre, hätte ich nicht solche Vorsichtsmaßregeln getroffen. Das Kind ist uns anvertraut, und ich wollte lieber sterben, als ihr ein Unglück zustoßen sehen. Aber bringen Sie einem achtzehnjährigen Mädchen Vernunft bei!«

»Sie ist schön,« sagte Montefiore kalt, ohne das Mädchen anzusehen.

»Die Schönheit der Mutter ist berühmt genug,« erwiderte der Kaufmann.

Und sie fuhren fort zu rauchen und einander zu beobachten. Montefiore hatte sich zwar die harte

Pflicht auferlegt, keinen Blick zu tun, der zu seiner scheinbaren Gleichgültigkeit in Widerspruch stände, als aber Perez den Kopf wandte, um auszuspucken, erlaubte er sich einen verstohlenen Blick auf das Mädchen und begegnete ihren strahlenden Augen. Dann aber, mit jenem sicheren Blick, den der Lebemann mit dem Bildhauer teilt und der gewissermaßen die Frau zu entkleiden, ihre Formen mit klugem Instinkt zu erraten weiß, erkannte sein Auge ein Meisterwerk der Schöpfung, das alle Seligkeiten der Liebe verhieß. Es war ein weißes Antlitz, auf das der Himmel Spaniens einige sanftdunkle Töne hingehaucht hatte, um der Engelhaften Ruhe einen feurigen Stolz beizufügen — eine unter der weißen schimmernde Glut, die vielleicht aus rein maurischem Blute kam. Ihr hoch aufgestecktes Haar umrahmte in schwarzem Glanz die frischen, durchscheinend zarten Ohren und zeigte die Umrisse des schönen Halses. Die glänzenden Locken waren der rechte Hintergrund für die strahlenden Augen und die roten Lippen des schön geschwungenen Mundes. Die landesübliche Basquina erhöhte den Reiz der zarten Taille, die biegsam war wie ein Weidenzweig. Das war nicht die Jungfrau Italiens, sondern die Jungfrau Spaniens, jene des Murillo, des einzigen Künstlers, der verwegen genug war, die Jungfrau im Glücks

rausch der Empfängnis Christi zu malen — ein Phantasietraum des glühendsten aller Maler. In diesem jungen Mädchen waren drei Eigenschaften vereinigt, deren eine genügen würde, um eine Frau anbetungswürdig zu machen: Die Reinheit der auf dem Meeresgrunde ruhenden Perle, die erhabene Verzückung der heiligen Therese von Spanien und die Sinnlichkeit, die sich selbst noch nicht kennt. Ihre Gegenwart wirkte wie die Kraft eines Talismans. Montefiore erblickte nichts Altes mehr um sich her: Das junge Mädchen hatte allem Jugendglanz verliehen. war die Erscheinung wonnevoll, so währte sie anderseits nicht lange. Die Unbekannte wurde in die geheimnisvolle Kammer zurückgeleitet, wohin die Magd ihr nun ganz offen Licht und Abendessen brachte.

»Sie tun gut, sie zu verstecken,« sagte Montefiore auf italienisch. »Ich werde Ihr Geheimnis hüten, denn — verdammt! — wir haben Generäle, die fähig wären, sie Ihnen mit Militärgewalt zu entführen.«

Die Liebestrunkenheit Montefiores flößte ihm sogar den Gedanken ein, die Fremde zu heiraten. So erbat er von seinem Wirt einige Aufklärung. Perez erzählte ihm willig das Ereignis, dem er sein Mündel verdankte, und der vorsichtige Spanier machte das Bekenntnis sowohl in Ehrfurcht vor dem vornehmen

Range der Montefiores, von denen er in Italien reden gehört, als auch in der Absicht zu zeigen, wie sicher die Schranken waren, die das junge Mädchen vor einer Verführung behüteten. Zwar hatte der gute Alte eine patriarchalische Beredsamkeit, die zu seinem einfachen Stande und dem kecken Büchenschuß auf Montefiore paßte; der Bericht wird aber nur gewinnen, wenn man ihn gekürzt wiedergibt.

Zur Zeit, als die französische Revolution die Sitten der Länder, die diesen Kämpfen als Schauplatz dienten, einer Umwälzung unterwarf, kam nach Tarragona ein Freudenmädchen, das von Venedig durch dessen Fall vertrieben war. Das Leben dieses Geschöpfs war ein wunderliches Gemisch romantischer Abenteuer und seltsamer Zufälle. Öfter als jedem anderen Weibe dieser ausgestoßenen Klasse war es ihr beschieden gewesen, dank der Laune eines Großen, den ihre seltene Schönheit fesselte, eine Zeitlang im Golde wühlen zu können und sich von den tausend Wonnen des Reichtums umgeben zu sehen. Da gab es Blumen, wagen, Pagen, Kammerfrauen, Paläste, Bilder, Schwelgereien, Reisen, wie nur Katharina II. sie machen konnte; kurzum, das Leben einer absoluten Herrscherin im Reich der Launen, deren Wünsche mehr als Erfüllung fanden. Dann — ohne daß sie selbst oder sonst

jemand, kein weiser, Arzt oder Chemiker, zu ergründen vermochte, durch welchen Vorgang ihr Gold sich verflüchtigte — fiel sie aufs Pflaster zurück, arm und von allem entblößt, und hatte als einzigen Besitz nur ihre allmächtige Schönheit. Aber sie sorgte sich weder um Vergangenheit, noch Gegenwart und Zukunft. In ihrem Elend klammerte sie sich an einen armen Offizier, der ein Spieler war, dessen Schnauzbart sie aber anbetete, klammerte sich an ihn, wie ein Hund an seinen Herrn, und teilte mit ihm sein Kriegerdasein, das sie erhellte. Sie wußte sich in alles zu fügen und schlief ebenso glücklich unter dem Dach eines Heuschuppens als unter der Seide des üppigsten Himmelbettes. Italienerin und Spanierin in Einem befolgte sie gewissenhaft die religiösen Vorschriften, und mehr als einmal sagte sie zur Liebe: »Du mußt morgen wiederkommen, heute gehöre ich Gott.« Allein dieser von Gold und Düften umgebene Unrat, die Sorglosigkeit, die wilden Leidenschaften, der fromme Glaube, der in dies Herz gefallen war wie der Diamant in den Sumpf, das im Hospital begonnene und im Hospital endende Leben — diese ganze hohe Alchimie, wo das Laster das Feuer anblies unter dem Schmelztiegel, darin mehr als eine große Zukunft in Nichts zerschmolz und ererbte Taler und ehrenvolle Namen verdunsteten und verschwanden — alles das

entstammte einer besonderen Gabe, die seit dem Mittelalter sich getreulich von Mutter zu Tochter fortgeerbt. Jenes Weib führte den Namen »Die Marana«. In ihrer auf das dreizehnte Jahrhundert zurückgehenden rein weiblichen Familie war der Begriff, die Person, der Name eines Vaters vollkommen unbekannt gewesen. Das Wort »Marana« war für sie dasselbe, was die Würde der Stuart für das berühmte schottische Königsgeschlecht — ein Ehrenname, der durch Erbschaft den besonderen Ruhm der Familie fortpflanzte und den Vaternamen völlig verdrängt hatte.

Früher, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als Frankreich, Spanien und Italien noch gemeinsame Interessen hatten, die sie in ewigen Kämpfen zusammenbrachten und wie der trennten, war das Wort Marana im weitesten Sinne die Bezeichnung für ein Freudenmädchen. Zu jener Zeit hatten solche Weiber einen gewissen Rang in der Welt, von dem heute nichts einen Begriff geben kann. Nur in Frankreich haben Ninon de Lenclos und Marion Delorme die Rolle einer Imperia, Catalina oder Marana gespielt, die in vergangenen Jahrhunderten Soutane, Amtskleid und Degen bei sich sahen. Eine Imperia stiftete in Rom irgendeine Kirche, in einem ähnlichen Anfall von Reue wie er Rhodope

einstmals veranlaßte, in Ägypten eine Pyramide zu errichten. Der Name Marana, der der eigentümlichen Familie, von der hier die Rede ist, anfangs als Spottname angehängt worden war, wurde schließlich der bleibende und adelte hier das Laster durch das ehrwürdige Alter dieses Lasters.

Eines Tages nun erkannte die Marana des neunzehnten Jahrhunderts, daß sie, deren Haupt zum Himmel strebte, mit den Füßen in einem Mistpfuhl stehe. Ob das an einem Tag des Reichtums oder des Elends war, blieb ein Geheimnis zwischen ihr und Gott; gewiß aber war es in einer Stunde der Andacht und der Schwermut. Da verfluchte sie das Blut in ihren Adern, verfluchte sich selbst und zitterte vor der Möglichkeit, eine Tochter zubekommen. Und mit der Rechtschaffenheit, der Willenskraft, wie sie nur jene Frauen haben — der tiefsten Rechtschaffenheit und dem stärksten Willen, den es auf Erden gibt — tat sie am Altar und im Glauben an den Altar den Schwur, aus ihrer Tochter ein tugendsames Wesen zu machen, eine Heilige, um der langen Reihe verliebter Lasterhaftigkeit und entehrter Frauen, um ihnen allen einen Engel im Himmel zu geben. Als dieser Schwur getan, meldete sich das Blut der Marana von neuem, und die Courtisane warf sich ins Abenteuerleben zurück — doch *einen* frommen Gedanken im Herzen.

Es geschah nun, daß sie mit der feurigen Liebe der Prostituierten — mit der Liebe einer Henriette Wilson für Lord Ponsomby, einer Dupuis für Bolingbroke, einer Marquise de Pescaire für ihren Gatten — nein, mit Anbetung an einem blonden Manne hing, einem weibischen Manne, dem sie alle Tugenden andichtete, die sie selbst nicht besaß, und für sich nur das Laster behielt. Von diesem schwachen Manne, aus dieser unvernünftigen Ehe, die weder von Gott noch den Menschen gesegnet worden war, die nur das Glück rechtfertigen, nie aber freisprechen konnte, einer Ehe, die die Verworfensten erröthen machte, bekam sie eine Tochter. Und diese Tochter wollte sie retten, ihr wollte sie ein schönes Leben und vor allem die Schamhaftigkeit erhalten, die ihr selber fehlte. Mochte sie von jetzt an glücklich oder unglücklich, üppig oder ärmlich leben, sie barg im Herzen ein reines Gefühl — das schönste aller menschlichen Gefühle, weil es das uneigennützigste ist. Die Liebe hat ihren besonderen Egoismus, die Mutterliebe kennt einen solchen nicht. Die Marana war Mutter, wie keine andere Mutter je gewesen, denn in ihrem ewigen Schiffbruch war diese ewige Mutterliebe die rettende Planke. Einen Teil seiner Erdensünden dadurch zu tilgen, daß man einen Engel mehr ins Paradies sandte — war das nicht besser als eine späte Reue! war das nicht das einzige

reine Gebet, das sie zu Gott schicken durfte! Als diese Tochter, als ihre Maria-Juana-Pepita (sie hätte ihr am liebsten alle Heiligen miteinander zu Beschützern gegeben) ihr geboren war, hatte sie einen so hohen Begriff von der Würde einer Mutter, daß sie das Laster bat, ihr einen Waffenstillstand zu gewähren. Sie wurde tugendhaft und lebte in der Einsamkeit. Keine Feste, keine Liebesnächte mehr! All ihre Zukunft, all ihr Glück lag in der zerbrechlichen Wiege ihres Kindes. Die Klänge der kindlichen Stimme schufen ihr eine Oase in der brennenden Wüste ihres Lebens. Für dieses Gefühl gab es keinen Maßstab mehr; war es doch der Inbegriff aller menschlichen Gefühle und aller himmlischen Hoffnungen. Die Marana wollte ihrem Kinde allen Schmutz, selbst den Flecken ihrer Geburt fernhalten, und um diesen von ihr abzuwaschen beanspruchte sie vom jungen Vater ein väterliches Erbteil und seinen Namen für das Kind. Die Tochter war also nicht mehr eine Juana Marana, sondern Juana de Mancini. Als dann nach sieben Jahren der Freude und der Küsse und trunkenen Mutterglücks die arme Marana sich von der Angebeteten trennte, damit nicht auch ihr Haupt die Erbschande treffe, hatte die Mutter den Mut, um ihres Kindes willen auf ihr Kind zu verzichten, und suchte ihm, nicht ohne furchtbaren Nummer, eine andere

Mutter, eine Familie, ein sittliches Vorbild und heiliges Beispiel. Der Verzicht einer Mutter ist eine entsetzliche oder eine erhabene Tat. Hier war sie erhaben.

Da ließ sie ein glücklicher Zufall in Tarragona die Kaufmannsfamilie Lagounia finden, und zwar unter Umständen, an denen sie die Redlichkeit des Spaniers und die hohe Tugend seiner Frau erkannte. Sie kam zu diesen beiden wie ein rettender Engel. Das Vermögen und die Ehre des Kaufmanns standen in Frage; nur ein rascher und geheimer Beistand konnte Hilfe bringen. Die Marana übergab ihm die Summe, welche Juanas Erbteil ausmachte, und verlangte weder Quittung noch Zinsen. Ihr galt ein Vertrag als eine Herzenssache und der Dolch als das Richteramt des Schwachen; der höchste Richter aber war Gott.

Nachdem sie Donna Lagounia in ihre unglückliche Lage eingeweiht, übergab sie Tochter und Vermögen vertrauensvoll der spanischen Ehrenhaftigkeit, die aus allen Winkeln dieses ehrwürdigen Hauses sprach. Donna Lagounia hatte keine Kinder; sie war überglücklich, eine Adoptivtochter großziehen zu dürfen.

Die Courtisane trennte sich von ihrer geliebten Juana in der Gewißheit, ihre Zukunft sichergestellt

und ihr eine Mutter gefunden zu haben, — eine Mutter, die aus ihr eine Mancini und keine Marana machen würde. Als sie das bescheidene Haus des Kaufmanns verließ, wo die bürgerliche Tugend der Familie herrschte, wo alles Frömmigkeit und Ehrgefühl atmete, da hatte das arme Freudenmädchen, das sich die Tochter vom Herzen riß, die Kraft, ihr Leid zu tragen, sah sie doch Juana als züchtige Jungfrau und Mutter, als glückliche Mutter während eines ganzen langen Lebens. Die Courtisane ließ auf die Schwelle dieses Hauses eine jener Tränen fallen, die die Engel sammeln und zu Gott tragen. Seit jenem Tage voll Trauer und Hoffnung war die Marana, dreimal von unbegreiflichem Angstgefühl getrieben, zurückgekehrt, um ihre Tochter zu sehen. Das erste Mal war es, als Juana an einer gefährlichen Krankheit darniederlag.

»Ich wußte es!« sagte die Marana, als sie bei Perez eintrat.

Sie kam von weit hergereist, weil ein Traum ihr Juana im Sterben gezeigt hatte. Sie pflegte sie und wachte bei ihr. Dann, eines Morgens, als ihre Tochter den Schlaf der Genesung schlief, küßte sie sie auf die Stirn und entfernte sich, ohne sich ihr zu erkennen gegeben zu haben. Ein zweites Mal erschien die Marana zur Einsegnung Juana de Mancinis in der

Kirche. In einfacher dunkler Kleidung stand die Mutter im Schatten eines Pfeilers und sah in der Tochter ihre eigene Jugend auf erstehen; war sie nicht einstmals ebenso gewesen: rein wie der Neuschnee auf dem Alpengipfel! Aber selbst hier in der Mutterliebe regte sich die Eifersucht der Buhlerin. Die Marana empfand in tiefster Seele eine Eifersucht, die stärker war als alle ihre Liebesregungen zusammengenommen; sie verließ die Kirche — unfähig, den Anblick Donna Lagounias länger zu ertragen, die da mit strahlendem Antlitz nur zu gut die Rolle der Mutter spielte. Sie hatte sie erdolchen mögen! Die dritte Begegnung zwischen Mutter und Tochter ereignete sich in Mailand, wohin der Kaufmann mit seiner Familie eine Reise unternommen hatte. Die Marana fuhr in allem Glanze einer Königin den Corso entlang und flog schnell wie ein Blitz an ihrer Tochter vorüber, ohne von ihr erkannt zu werden. Welch furchtbarer Schmerz! Die vielgeküßte Marana fühlte, daß ein Kuß, ein einziger ihr fehlte, für den sie alle anderen hingegeben hätte: der frische und freudevolle Kuß, den die Tochter der Mutter gibt, der hochgehaltenen Mutter, die im Glanze aller häuslichen Tugenden erstrahlt. Die lebende Juana war tot für sie! Ein Gedanke gab der Courtisane neue Lebenskraft; und als der Herzog de Lina an ihrer Seite

fragte: »was ist Ihnen, meine Geliebte!« da war es, daß sie im Glück dieses einen Gedankens erbebte: Juana war gerettet! Sie würde vielleicht ein sehr bescheidenes Frauendasein führen, aber keine gemeine Freudendirne sein, der jeder Mann die Frage stellen konnte, »was ist Ihnen, meine Geliebte!«

Der Kaufmann und seine Frau hatten die übernommene Pflicht aufs Schönste erfüllt. wenn Juana jetzt ihr Vermögen ausgezahlt bekäme, so würde es das Zehnfache der einstigen Summe betragen. Perez de la Lagounia, der reichste Händler der ganzen Provinz, brachte dem jungen Mädchen eine fast abergläubische Liebe entgegen. Hatte das himmlische Geschöpf nicht sein Haus vor dem Untergang gerettet und es seither zu ungeahntem Aufblühen gebracht! Sein Weib, eine goldene Seele voll Rücksicht und Zartgefühl, hatte die Tochter zur Frömmigkeit erzogen: sie war ebenso rein als schön. Juana konnte sowohl die Gattin eines Edelmannes als eines Kaufmanns werden; sie besaß alle Tugenden, die zu solch einer glänzenden Lebenslage unentbehrlich sind. Hatten die Ereignisse es nicht anders gewollt, so wäre Perez nach Madrid gezogen und hatte sie dort an irgendeinen spanischen Granden verheiratet.

»Ich weiß nicht, wo heute die Marana ist,« sagte Perez, als er seine Erzählung beendete; »aber an

welchem Ende der Welt sie auch sei, wenn sie davon hört, daß unsere Provinz von Ihrer Armee besetzt worden und Tarragona gefallen ist, so wird sie kommen, um über ihre Tochter zu wachen.«

Dieser Bericht änderte die Absichten des italienischen Hauptmanns; er hatte nicht mehr den Wunsch, Juana de Mancini zur Marquise de Montefiore zu machen. Er erkannte jetzt das Blut der Marana in dem Blick, den das junge Mädchen ihm damals hinter dem Fenstervorhang zugeworfen, in der List, die sie vorhin angewandt, um ihre Neugier zu befriedigen, in dem letzten Blick, den sie ihm beim Hinausgehen zugeworfen. Dieser Wüstling wollte nur ein tugendsames Weib zur Gattin. Das Abenteuer, das er vorhatte, war gefährlich, doch auf eine Weise, die selbst der feigste Mann nicht scheut, da als Lohn die Freuden der Liebe winkten. Der im Laden schlafende Lehrling, die Magd in der Küche, Perez und sein Weib, die sicher nur den leisen Schlaf des Alters kannten, die dünnen Wände, der Dragoner, der des Tags vorm Hause Posten stand — das alles waren Hindernisse und machten diese Liebe zur Unmöglichkeit. Doch Montefiore hatte auch manches für sich: er konnte diesen Hindernissen das Blut der Marana entgegenstellen, das im sehnenenden Herzen der Italienerin pulste, die trotz ihrer spanisch frommen

Erziehung, trotz ihrer Jungfräulichkeit, voller Ungeduld war, die Liebe kennen zu lernen. Die Liebe, das Mädchen und Montefiore — konnten diese drei im Bunde nicht eine ganze Welt betrügen!

Montefiore — von dem Instinkt des Glücklichen und den vagen Hoffnungen, die wir sehr treffend »Vorahnungen« nennen, geleitet — Montefiore verbrachte die ersten Stunden der Nacht an seinem Fenster und blickte in die Richtung hinunter, wo er die Geheimkammer vermutete, in der das Ehepaar die Freude ihres Alters verborgen hielt. Der Lagerraum im Zwischenstock trennte die beiden jungen Leute, und der Hauptmann konnte also nicht durch Klopfen auf den Fußboden — eine Sprache, deren sich Liebende in solchen Fällen zu bedienen pflegen — seine Zuflucht nehmen. Doch der Zufall kam ihm zu Hilfe — vielleicht war es auch das junge Mädchen! Als er ans Fenster trat, sah er unten an der gegenüberliegenden Hofmauer einen Lichtkreis, in dessen Mittelpunkt der Schatten Juanas sich abzeichnete; die regelmäßigen Armbewegungen, die Haltung — alles ließ erraten, daß sie sich zur Nacht das Haar flocht.

»Ist sie allein!« fragte sich Montefiore. »Kann ich ohne Gefahr ein mit Geldstücken beschwertes Briefchen an einem Strick hinunterlassen und damit an ihr Fensterchen pochen!«

Sogleich schrieb er ein Briefchen, das richtige Billetdour eines Offiziers, den seine Familie nach Elba deportiert hat, eines verkommenen Marquis, der früher in Parfümen schwelgte und nun Zeughauptmann war. Dann drehte er aus allem, was dazu nur irgendwie geeignet war, ein Seil, hing das mit Talerstücken beschwerte Briefchen daran und ließ es lautlos bis in die Mitte des Lichtkreises hinab.

»Die Schatten, die sich zeigen, werden mir sagen, ob ihre Mutter oder die Magd bei ihr sind; und wenn sie nicht allein ist, so ziehe ich schnell wieder den Strick herauf,« dachte Montefiore.

Doch als nach tausend leicht begreiflichen Mühen das Geld unten gegen die Scheibe schlug, zeigte sich eine einzige Gestalt, die schlanke Gestalt des jungen Mädchens, im Lichtkreis an der Mauer. Sie öffnete ganz leise das Fenster, sah das Briefchen, nahm es und las es im Stehen. Montefiore hatte seinen Namen genannt und bat um ein Stelldichein. Nach dem Muster alt modischer Romane bot er Juana de Mancini sein Herz und seine Hand an — eine nichtswürdige, gemeine List, die aber stets des Erfolges sicher sein kann! In Juanas Alter unterstützt der unschuldige Adel der Seele noch die Gefahren der Jugend. Ein Dichter unserer Zeit hat dafür die schönen Worte geschrieben: »Das Weib erliegt nur in seiner

Kraft.« Der Liebhaber stellt sich gerade dann, wenn er am meisten geliebt wird, als zweifle er an dieser Liebe. Die Jungfrau ist stolz und vertrauensvoll, sie sinnt auf Opfer, um ihre Liebe zu beweisen, und kennt weder die Welt noch die Männer gut genug, um im Rausch ihrer erwachten Leidenschaft ruhig zu bleiben und den Mann mit Verachtung zu strafen, der als Lohn für seinen arglistigen Vorwurf sich ein ganzes Menschenleben zum Opfer bringen läßt.

Seit der klugen Festlegung der heutigen sozialen Zustände schwankt die Jungfrau zwischen den Schrecknissen einer berechnenden Tugend und dem Unglück eines Fehltritts hin und her. Durch ihr widerstreben verliert sie oft eine Liebe, die köstlichste, weil es die erste ist; ist sie aber unklug, so bringt sie sich um die Ehe. werfen wir einen Blick auf die gesellschaftlichen Zustände im heutigen Paris, so erkennt man den Segen der Religion, denn es sind täglich nur wenige junge Mädchen, die der Verführung zum Opfer fallen. Allein Paris liegt unter dem achtundvierzigsten Breitengrad und Tarragona unter dem einundvierzigsten. So kommt die Frage des Klimas dem Erzähler zustatten, um eine unerwartete Lösung, um die Torheiten der Liebe oder das Beharren in der Liebe zu rechtfertigen.

Montefiores Blicke hingen gebannt an dem

wohlgeformten Schattenriß inmitten des Lichtkreises. Er und Juana konnten einander nicht sehen; ein unglückseliger Mauervorsprung beraubte sie der Freuden einer stummen Zwiesprache, wie Liebende sie führen, wenn sie sich von Fenster zu Fenster mit den Augen grüßen können. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete der Hauptmann den Lichtkreis, der ihm — dem jungen Mädchen vielleicht unbewußt — durch ihre Gesten ihre Gedanken verraten sollte. Aber nein! Die seltsamen Bewegungen Juanas gewahrten Montefiore nicht den geringsten Hoffnungsstrahl. Juana vergnügte sich damit, das Billetdour zu zerschneiden. Die Tugend, die Moral, greift oft zu denselben Maßregeln, die der Barthelo des Lustspiels aus Eifersucht anwendet. Juana, die weder Tinte, Feder noch Papier besaß, antwortete mit der Schere. Bald band sie das Briefchen wieder an die Schnur, der Offizier zog es empor, öffnete es, hielt es gegen die Lampe und las das aus dem Papier herausgeschnittene Wort: »Kommen Sie!«

»Kommen!« dachte er. »Und Perez, der sie mit Flinte, Gift und Dolch bewacht! Und der Lehrling im Laden, der gewiß noch kaum eingeschlafen ist! Und die Magd in der Hängematte! Und das ganze Haus, das dröhnt wie ein Brummbaß, daß ich bis hierher das Schnarchen des alten Perez hören kann! Kommen! . . .

Sie hat also nichts mehr zu verlieren!«

Welch spitzfindige Betrachtung! Nur ein Wüstling kann so logische Schlüsse ziehen und eine Frau für ihre Aufopferung strafen. Der Mensch hat einen Satan und einen Lovelace erdacht; die Jungfrau aber ist ein Engel, dem er nur seine Laster zu leihen weiß; sie ist so groß, so schön, daß er sie weder größer noch schöner machen kann: ihm ist nichts als die verhängnisvolle Macht gegeben, sie zu knicken und im Schmutz seines Wesens zu ersticken.

Montefiore erwartete die tiefste Nachtstunde; dann stieg er trotz seiner Besorgtheit vorsichtig hinunter. Er hatte die Schuhe ausgezogen, seine Pistolen zu sich genommen und ging nun Schritt für Schritt vorwärts, blieb stehen, um zu horchen, tastete sich mit den Händen vorwärts und vermeinte trotz der Dunkelheit, sehen zu können. Er hielt sich auf dem Sprunge, beim ersten verdächtigen Geräusch in sein Zimmer zurückzueilen.

Der Italiener hatte seine schönste Uniform an, sein schwarzes Haar war parfümiert, und er hatte alles getan, um seine natürliche Schönheit noch zu heben. Bei solchen Gelegenheiten sind die meisten Männer gerade so sehr Weib, wie das wirkliche Weib.

Montefiore gelangte ohne Hindernisse an die

Geheimtür, hinter der das junge Mädchen wohnte. Ihr Kämmerchen war eine Art größerer Mauernische, wie sie sich öfters in den Häusern ergibt, wenn die engen Raumverhältnisse es bedingen, daß die Häuser Seite an Seite zusammengedrängt werden. Diese Zelle gehörte ausschließlich Juana, die sich auch tagsüber hier aufhielt — allen Blicken fern. Bis jetzt hatte sie bei ihrer Pflegemutter geschlafen; aber die Enge der Dachkammern, in die das Ehepaar sich zurückgezogen hatte, verbot es, auch Juana dort unterzubringen. Donna Lagounia hatte also das junge Mädchen der Obhut und dem festen Schloß des Geheimkämmerchens anvertraut, wußte sie sie doch im übrigen im Schutze frommer Gedanken und eines angeborenen Stolzes, einer zarten Schamhaftigkeit, die die junge Mancini über ihre Geschlechtsgenossinnen emporhob: sie besaß aber sowohl eine rührende Tugendhaftigkeit als leidenschaftliche Träume, und es bedurfte natürlich solch bescheidener und heiliger Lebensführung, um das heiße Blut der Marana abzukühlen, das in ihrem Herzen pulste und das ihre Pflegemutter »Versuchungen des Teufels« nannte.

Ein dünner Lichtstreifen, der an der Türschwelle sichtbar war, wies Montefiore den Weg; er pochte leise an. Juana öffnete. Montefiore trat bebend ein und gewahrte auf dem Antlitz der Einsamen einen

Ausdruck kindlicher Neugier, eine völlige Unkenntnis der Gefahr und eine scheue Bewunderung. Einen Augenblick hielt ihn die Heiligkeit des ganzen Bildes gefangen. Die Wandverkleidung des Kämmerchens war grau mit einem lila Blumenmuster. Er sah eine kleine Truhe aus Ebenholz, einen altmodischen Spiegel, einen großen alten Lehnstuhl, eben falls aus Ebenholz und mit einem gestickten Polster; dann einen Tisch mit gewundenen Füßen, darunter ein hübscher Teppich, neben dem Tisch ein Stuhl. Das war alles. Doch Blumen auf dem Tisch und eine Handarbeit, und im Hintergrunde ein schmales Bett, das Juanas Träume kannte; über dem Bett drei Bilder; am Kopfe ein Kruzifix, darunter ein Weihkessel und in einem Rahmen ein in goldenen Lettern geschriebener Spruch. Die Blumen hauchten zarte Düfte aus, die Kerzen verbreiteten ein sanftes Licht. Alles war ruhig, rein und heilig. Juanas träumende Gedanken, vor allem aber Juana selbst, hatten den Gegenständen ihren Reiz aufgedrückt, und ihre Seele strahlte daraus hervor. Es war, als sehe er die Perle in ihrer Muschel. Juana, weißgekleidet und von überirdischer Schönheit, Juana, die ihren Rosenkranz beiseite gelegt, um die Liebe zu rufen — sie würde selbst Montefiore Achtung eingeflößt haben, hätte nicht die Stille, hätte nicht die Nacht, hätte nicht Juana

selbst zur Liebe eingeladen, hätte nicht das kleine weiße Bett die halb zurückgeschlagenen Decken gezeigt, das Kissen, das tausend wirre Wünsche kannte. Montefiore stand lange Zeit still, trunken von nie gekanntem Glück — vielleicht demselben, das Satan empfände, wenn er durch eine Lücke in den Wolken in den Himmel blicken könnte.

»Als ich Sie zum ersten Male sah, da liebte ich Sie,« sagte er in reinem Toskanisch und mit einschmeichelnder Stimme. »Sie sind mir Seele und Leben geworden und werden es immer bleiben, wenn Sie wollen.«

Juana lauschte dem Klang der Worte, der durch die Liebe noch zauberhafter wirkte.

»Arme Kleine, wie konnten Sie so lange in dem düstern Hause atmen, ohne zu ersticken! Sie, wie geschaffen, in der Welt zu herrschen, den Palast eines Prinzen zu bewohnen, von Fest zu Fest zu fliegen, die Freuden zu kosten, die Ihr Anblick erweckt, alles zu Ihren Füßen zu sehen, die schönsten Reichtümer durch den Reichtums Ihrer unvergleichlichen Schönheit in den Schatten zu stellen — Sie haben hier in der Einsamkeit, nur mit den beiden Alten, gelebt!«

Eine listige Frage! Er wollte sehen, ob Juana keinen Geliebten habe.

»Ja,« erwiderte sie. »Aber wer hat Ihnen meine geheimsten Gedanken verraten! Seit Monaten bin ich todtraurig. Ja, ich möchte lieber sterben, als länger in diesem Hause bleiben. Sehen Sie die Stickerei hier. Da ist nicht ein Pünktchen, das nicht von tausend schrecklichen Gedanken wüßte! wie oft wollte ich entfliehen und mich ins Meer stürzen! Warum! Ich weiß es schon nicht mehr . . . Kindische Kümernisse, aber trotz ihrer Nichtigkeit sehr heftige . . . Oft umarmte ich abends meine Mutter, als sei es zum letzten Male, indem ich bei mir selber sagte: »Morgen bringe ich mich um! « Aber ich tat es nicht. Die Selbstmörder kommen in die Hölle, und ich hatte solche Angst vor der Hölle, daß ich lieber so weiterleben wollte: immer aufstehen, schlafen gehen, zur vorgeschriebenen Stunde arbeiten und stets dieselben Dinge tun! Ich langweilte mich nicht, aber ich war unglücklich . . . Und trotzdem — mein Vater und meine Mutter lieben mich abgöttisch. Ach ! Ich bin schlecht! Ich habe es meinem Beichtvater gesagt . . .«

»Sie haben also immer hier gelebt, ohne Zerstreungen, ohne Vergnügen!«

»Oh, es war nicht immer so mit mir! Bis zu meinem fünfzehnten Jahr haben mir Gesang und Musik und die Kirchenfeste Freude gemacht. Ich war glücklich, mich Sündenlos zu fühlen wie die Engel

und alle acht Tage zur Kommunion zu gehen; kurzum: ich liebte Gott. Aber seit drei Jahren hat sich von Tag zu Tag alles in mir verändert. Zuerst wollte ich Blumen um mich haben; man hat mir wunderschöne gebracht. Dann wollte ich . . . Aber ich will gar nichts mehr,« sagte sie nach einer Pause und lächelte Montefiore zu. »Haben Sie mir nicht soeben geschrieben, daß Sie mich immer lieben werden!«

»Ja, meine Juana!« rief Montefiore sanft, umschlang sie und preßte sie fest an, Herz. »Ja! Aber laß mich mit dir reden, wie du mit Gott redest. Bist du nicht schöner, als die himmlische Maria! Höre! Ich schwöre dir,« fuhr er fort, sie aufs Haar küssend, »ich schwöre es bei deiner Stirn, diesem lieblichsten Altar, daß du meine Göttin sein sollst, daß ich dir alle Schätze der Erde zu Füßen legen will. Dir meine Wagen und mein Palais in Mailand, dir der Schmuck und die Brillanten meiner altadligen Familie. Alle Tage will ich dir neuen Schmuck kaufen, tausend Freuden will ich dir bereiten, alle Freuden der Welt!«

»Ja,« sagte sie; »das mag ich alles sehr gern; aber ich fühle im Herzen: das was mir am liebsten sein wird auf der ganzen Welt, das ist mein lieber Gatte. Mio caro sposo!« sagte sie. — Es ist unmöglich in einer andern Sprache die wundersame Zärtlichkeit, die verliebte Klangschöne wiederzugeben, mit denen das

Italienische in Wort und Aussprache diese drei köstlichen Worte schmückt; auch war Italienisch die Muttersprache Juanas. — »Ich werde,« sagte sie und schenkte Montefiore einen Blick voll Engelsreinheit, »ich werde meine Frömmigkeit in ihm wiederfinden. Er und Gott, Gott und er! — Sie werden es also sein!« sagte sie. — »Ja, gewiß, Sie werden es sein!« rief sie nach einer Pause. »Halt, kommen Sie, sehen Sie das Bild, das mein Vater mir aus Italien mitgebracht hat.«

Sie nahm eine Kerze, winkte Montefiore und zeigte ihm am Fußende des Bettes einen Sankt-Michael, der siegreich mit dem Teufel kämpfte.

»Sehen Sie, hat er nicht Ihre Augen! Gleich damals, als ich Sie auf der Straße erblickte, schien mir diese Begegnung ein Wink des Himmels. In meinen Morgenträumen, ehe die Mutter mich zum Gebete rief, habe ich so oft das Bild betrachtet und diesen Engel, daß es mir schließlich war, als hätte ich mich ihm verlobt. — Mein Gott! Ich rede mit Ihnen wie mit mir selbst! Ich muß Ihnen recht verrückt vorkommen; aber wenn Sie wüßten, wie sehr eine arme Gefangene sich sehnt, die Gedanken auszusprechen, die sie fast ersticken! Solange ich allein war, sprach ich hier mit den Blumen und mit den gestickten Straußen. Ich glaube, sie verstanden mich besser, als mein Vater und meine Mutter, die immer so ernst sind . . .«

»Juana,« sagte Montefiore, indem er ihre Hände nahm und sie mit einer Leidenschaft küßte, die auch aus seinen Augen sprühte, aus seinen Gesten und dem Ton seiner Stimme flammte, »sprich zu mir, als sei ich dein Gatte, als sei ich du selbst. Ich habe alles gelitten, was du gelitten hast. Zwischen uns genügen wenige Worte, um von Vergangenen zu reden, aber wir werden nie genug finden, um unser künftiges Glück auszudrücken. Leg deine Hand auf mein Herz. Fühlst du, wie es schlägt! Geben wir uns vor Gott, der uns sieht und hört, das Versprechen, einander bis zum Tode treu zu sein. Hier, nimm den Ring . . . Gib mir den deinigen.«

»Meinen Ring!« rief sie entsetzt.

»Und warum nicht!« fragte Montefiore.

»Aber ich habe ihn vom heiligen Vater! Als ich ein Kind war, hat eine schöne Dame, die mich erzog und mich in dieses Haus gebracht hat, ihn mir an den Finger gesteckt und mir an befohlen, ihn immer zu bewahren.«

»Juana, du liebst mich also nicht!«

»Ach!« sagte sie, »hier ist er . . . Ist er bei Ihnen nicht besser aufgehoben als bei mir!«

Zitternd zog sie den Ring vom Finger und hielt ihn fest in der Hand, wobei sie Montefiore mit

durchdringend forschenden Blicken ansah. Dieser Ring, das war sie selbst: ihr ganzes Ich! Sie gab ihn ihm.

»O meine Juana!« sagte Montefiore und schloß sie in die Arme. »Nur ein Elender könnte dich betrügen! Ich werde dich immer lieben . . .«

Juana war nachdenklich geworden. Montefiore, der sich sagte, es dürfe bei dieser ersten Begegnung nichts geschehen, was ein so reines junges Mädchen verletzen könne, das unvorsichtig war, mehr aus Tugend als aus Verlangen, vertröstete sich mit der Zukunft; er erhoffte alles von seiner Schönheit, deren Macht er kannte, und von dem unschuldigen Tausch der Ringe — dieser lieblichen Vermählung, der einfachsten und innigsten aller Zeremonien, der Herzensehe. Für den Rest der Nacht und während des folgenden Tages würden Juanas Träume seiner Leidenschaft zu Hilfe kommen. Er gab sich daher Mühe, ebenso respektvoll als zärtlich zu sein. Dieser Gedanke, verbunden mit den Wünschen, die Juana in ihm entfachte, half ihm, zugleich einschmeichelnd und salbungsvoll zu sein. Er wiegte das unschuldige Mädchen mit Zukunftsplänen in Sicherheit, mahlte ihr die Welt in glänzenden Farben, plauderte vom schönen Leben zu zweien, wie junge Mädchen es gerne hören, kurz, führte eines jener bürgerlichen

Gespräche, die der Liebe festen Boden verleihen. Dann, nachdem sie die Stunde für das nächste nächtliche Beisammensein festgesetzt hatten, verließ er Juana, die glücklich, aber wie verändert war! Die reine und heilige Juana war nicht mehr. In dem letzten Blick, den sie ihm zuwarf, in der anmutigen Bewegung, mit der sie dem Liebsten die Stirn zum Kusse bot, lag schon mehr Leidenschaft, als ein junges Mädchen zeigen darf. Der Gegensatz zwischen der Einsamkeit, mit ihrer langweiligen Beschäftigung, und der ganz anders gearteten Natur des jungen Mädchens war Schuld an allem. Um sie klug und tugendhaft zu machen, hätte man sie vielleicht mehr mit der Welt in Berührung bringen oder sie ganz davon fernhalten sollen.

»Der Tag morgen wird mir sehr lang werden,« sagte sie, als ihre Stirn den jetzt noch keuschen Kuß des Geliebten empfing. »Aber bleiben Sie im Wohnzimmer und sprechen Sie etwas laut, so daß ich Ihre Stimme vernehmen kann; sie wird mir das Herz erfreuen.«

Montefiore sah Juanas Leben nun offen vor sich und war mehr als zufrieden, daß er verstanden hatte, seine Begierde zu zügeln; umso sicherer hoffte er auf ihre Befriedigung. Ohne Zwischenfall erreichte er wieder sein Zimmer.

Zehn Tage gingen hin, ohne daß irgendein Ereignis den Frieden und die Einsamkeit des Hauses störte. Montefiore hatte die ganze Liebenswürdigkeit des Italieners ausgeboten, um sich bei dem alten Perez, bei Donna Lagounia, bei dem Lehrling und selbst bei der Dienstmagd einzuschmeicheln; alle liebten ihn. Doch trotz des Vertrauens, das er ihnen einzuflößen wußte, suchte er nie Vorteil daraus zu ziehen, indem er etwa bat, Juana sehen zu dürfen, bat, man möge die Tür der kostbaren Kammer öffnen. Die junge Italienerin, die sich nach dem Anblick des Geliebten sehnte, hatte ihn oft darum gebeten; aber aus Vorsicht schlug er es ihr stets ab. Auch hatte er sein ganzes Ansehen und seine ganze List darauf verwendet, den Argwohn der beiden Ehegatten einzuschläfern, er hatte sie daran gewöhnt, ihn, den Offizier, erst Mittags sich erheben zu sehen. Der Hauptmann hatte sich für krank ausgegeben. Die beiden Liebenden lebten also nur des Nachts, wenn alles im Hause schlief. Wäre Montefiore nicht einer der gewohnheitsmäßigen Abenteurer gewesen, die bei allen Gelegenheiten kalt Blut zu bewahren wissen — sie wären in den zehn Tagen zehnmal verloren gewesen. Ein junger Liebhaber hätte im reinen Glück der ersten Liebe tausend reizende Dummheiten begangen, die sich so schwer vermeiden lassen. Der Italiener aber widerstand selbst der schmollenden

Juana, der tollen Juana, der Juana, die ihm ihr langes Haar wie eine Kette um den Hals wand, um ihn zurückzuhalten. Übrigens wäre es wohl auch dem scharfsinnigsten Menschen schwergefallen, das Geheimnis dieser nächtlichen Zusammenkünfte auszuspielen. Es ist anzunehmen, daß der Italiener, des Erfolges gewiß, sich das unsagbare Vergnügen einer allmählichen Eroberung gönnte, eines langsamen, schrittweisen Sieges, einer Feuersbrunst, die ganz mählich wächst, um endlich alles zu vernichten. Am elften Tage, beim Mittagmahl, hielt er es für gut, dem alten Perez unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen, der Grund, daß er bei seiner Familie in Ungnade gefallen, sei die Heirat mit einer Unebenbürtigen. Dieses falsche Bekenntnis war eine Nichtswürdigkeit in Anbetracht der nächtlichen Zusammenkünfte in diesem Hause. Montefiore wollte sich als erfahrener Lebemann einen Abgang schaffen und freute sich seiner List, wie ein Künstler seines Kunstwerks. wenn dann Juana, nachdem sie ihn lange vergeblich erwartet, Perez fragen würde, wo sein Gast geblieben sei, und mit solcher Frage vielleicht ihr Leben wagte, würde Perez, ohne die Tragweite seiner Antwort zu kennen, ihr sagen: »Der Marquis de Montefiore hat sich mit seiner Familie ausgesöhnt; sie ist bereit, seine Frau anzuerkennen, und er ist

hingereist, um diese der Familie vorzustellen.« Und Juana! . . . Der Italiener hatte sich nie gefragt, was aus Juana werden würde; aber er hatte sich von ihrem Edelsinn und ihrer Reinheit überzeugt, und er war ihres Schweigens gewiß.

Er erhielt einen Auftrag von irgendeinem General. Drei Tage später, in der Nacht vor seiner Abreise, begab sich Montefiore nach dem Abendessen nicht erst in sein Zimmer hinauf, sondern trat gleich bei Juana ein, um diese Abschiedsnacht möglichst lang zu gestalten, denn wie ein Tiger wollte er nichts von seiner Beute übriglassen. Juana, die als echte Spanierin und echte Italienerin eine doppelte Leidenschaftlichkeit besaß, war sehr beglückt von dieser Kühnheit: sprach sie doch von wahrer Liebesglut! war es doch für ein romantisch veranlagtes junges Mädchen, das seit drei Jahren nicht nur von Liebe träumte, sondern auch von den Gefahren der Liebe, ein Fest, in einer heimlichen Ehe das grausame Glück einer unerlaubten Verbindung zu genießen; den Gatten hinter dem Bettvorhang zu verstecken; die Pflegeeltern halb und halb zu betrügen und im Falle einer Entdeckung ihnen sagen zu können: »Ich bin die Marquise de Montefiore!« Die Tapetentür schloß sich hinter ihnen wie ein Schleier, den wir nicht zu lüften brauchen; sie waren allein mit ihrer Verliebtheit, ihrem

Glück.

Es war jetzt etwa neun Uhr; der Kaufmann und seine Frau lasen ihr Abendgebet. Plötzlich vernahm man in der engen Straße Wagenrollen und das Getrappel mehrerer Pferde. Hastige Schläge erdröhnten an der Ladedür, und die Magd eilte zu öffnen. Eine prächtig gekleidete Frau sprang in den alten Saal — prächtig gekleidet, trotzdem ihr Reisewagen den Not von tausend wegen an sich hatte. Er hatte Italien, Frankreich und Spanien durchquert.

Es war die Marana! Trotz ihrer sechsunddreißig Jahre, trotz ihres Freudenlebens, erschien sie in allem Glanz einer »bella folgorante«, um den bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, den ihre leidenschaftlichen Verehrer in Mailand für sie gefunden hatten. Die Marana, die anerkannte Geliebte eines Königs, hatte Neapel, die Feste von Neapel, den Himmel von Neapel, hatte ihr Leben in Gold und Wohlgerüchen, Seide und Liebesliedern, verlassen, als sie von ihrem königlichen Geliebten die Ereignisse in Spanien und die Belagerung Tarragonas erfuhr.

»Nach Tarragona, ehe Tarragona eingenommen ist!« hatte sie ausgerufen. »Ich will in zehn Tagen in Tarragona sein!«

Und ohne sich um den Hof, sich um die Krone zu

kümmern, war sie nach Tarragona gekommen, versehen mit einem gewissermaßen kaiserlichen Ferman und mit Gold, das ihr erlaubte, das französische Kaiserreich mit der Schnelligkeit und in allem Glanze einer Rakete zu durchqueren. Für eine Mutter gibt es keine Entfernungen, eine wahre Mutter zwingt alles und sieht, wie es um ihr Kind steht, und sei sie auch so weit von ihm entfernt, wie ein Pol vom andern.

»Meine Tochter! Meine Tochter!« rief die Marana.

Bei dem unerwarteten Überfall, beim Klang dieser Stimme und beim Anblick dieser beinahe Königin ließen Perez und seine Frau die Gebetbücher fallen. Die Stimme hallte wie Donner, und die Augen der Marana waren flammende Blitze.

»Sie ist dort,« erwiderte der Kaufmann ruhig, nachdem er sich vom ersten Schrecken über diese plötzliche Ankunft, über den Blick und die Stimme der Marana erholt hatte. »Sie ist dort,« wiederholte er und zeigte auf die kleine Zelle.

»Und sie ist nicht krank gewesen! war sie immer . . .!«

»Vollkommen wohl!« sagte Donna Lagounia.

»Großer Gott, nun kannst du mich für ewig in die Hölle werfen, wenn es dir gefällt,« rief die Marana,

indem sie sich halb tot vor Erschöpfung in einen Sessel fallen ließ.

Ihre blühende Farbe, die nur eine Folge der Aufregung gewesen, verschwand; sie erbleichte. Sie hatte Kraft gehabt, die Leiden zu ertragen, sie hatte keine mehr für die Freude.

»Wie haben Sie das aber möglich gemacht!« fragte sie. »Tarragona ist erstürmt worden.«

»Ja,« erwiderte Perez. »Aber wie können Sie fragen, da Sie mich am Leben sehen! Hatte man nicht erst mich töten müssen, um zu Juana zu gelangen!«

Da ergriff die Marana die harte Hand des Kaufmanns und küßte sie mit Tränen in den Augen. Diese Tränen waren das Kostbarste, was sie hatte — sie, die niemals weinte.

»Guter Perez,« sagte sie endlich. »Aber Sie müssen Einquartierung bekommen haben!«

»Einen einzigen Mann!« erwiderte der Spanier. »Zum Glück einen redlichen Menschen, einen Italiener, ehemals spanischer Untertan, der Bonaparte haßt; ein verheirateter Mann, ein kaltblütiger Mann . . . Er steht spät auf und geht früh schlafen. Gegenwärtig ist er krank.«

»Ein Italiener. wie ist sein Name!«

»Hauptmann Montefiore . . .«

»Ah! Es wird doch nicht der Marquis de Montefiore sein!«

»Doch, Signora, der ist es.«

»Hat er Juana gesehen!«

»Nein,« sagte Donna Lagounia.

»Du irrst dich, Frau,« sagte Perez. »Der Marquis muß Juana tatsächlich einen Augenblick gesehen haben, damals, als sie beim Abendessen hier eintrat.«

»Ah! — Ich will zu meiner Tochter!«

»Kann gleich geschehen,« sagte Perez. »Sie schläft. Sollte sie aber den Schlüssel im Schloß stecken gelassen haben, so werden wir sie wecken müssen.«

Als der Kaufmann sich erhob, um den zweiten Schlüssel zu suchen, fielen seine Blicke zufällig aufs Fenster. Da sah er im Lichtkreis, den das große ovale Fenster der Zelle auf die gegen überliegende Mauer warf, das Schattenbild einer Gruppe, die außer dem anmutvollen Canova kein an derer Bildhauer wieder zugeben vermocht hatte.

»Ich weiß nicht,« sagte er zu der Marana, »wo wir den Schlüssel hingelegt haben.«

»Wie bleich Sie sind!« rief sie entsetzt.

»Ich will Ihnen sagen, weshalb,« erwiderte er, sprang nach seinem Dolch, nahm ihn vom Tisch und hieb damit gegen Juanas Tür, während er schrie:

»Juana, mach auf! Mach auf!«

In seiner Stimme lag eine solche Verzweiflung, daß die bei den Frauen vor Schreck erstarrten.

Juana öffnete nicht, weil sie Zeit brauchte, um Montefiore zu verstecken. Sie wußte nichts von dem, was im Saale vor sich ging. Die mit Teppichen verhangene Tapetentür dampfte den Schall völlig.

»Signora, ich habe gelogen, als ich sagte, ich könne den Schlüssel nicht finden. Hier ist er,« sagte Perez, ihn vom Tisch nehmend. »Aber er ist überflüssig. Der andere steckt von innen im Schloß, und die Tür ist verriegelt. — wir sind betrogen,« wandte er sich an seine Frau. »Juana hat einen Mann bei sich.«

»Bei meiner ewigen Seligkeit, das ist unmöglich!« sagte seine Frau.

»Reinen Schwur, Weib! Unsere Ehre ist tot, und diese Frau (er wies auf die Marana, die aufgestanden war und starr da stand, als sei ein Blitz vor ihren Füßen niedergegangen), diese Frau hat das Recht, uns zu verachten. Sie hat uns Leben, Vermögen und Ehre gerettet, und wir haben nur verstanden, ihre Taler zu bewahren — Juana, mach auf!« rief er, »oder ich schlage die Tür ein!«

Und seine Rufe, die immer heftiger wurden, hallten bis unters Dach. Aber er war kalt und besonnen. Er

hielt das Leben Montefiores in den Händen und gedachte seine Selbstvorwürfe im Blut des Italieners zu ertranken.

»Hinaus, hinaus, fort mit euch!« rief die Marana und stürzte sich mit der Behendigkeit eines Tigers auf den Dolch, den sie dem verblüfften Perez entwand. — »Hinaus, Perez,« fuhr sie ruhiger fort. »Gehen Sie mit Ihrer Frau und der Magd und dem Lehrling. Es wird hier einen Mord geben! Die Franzosen würden euch alle dafür niederschließen. kümmern Sie sich um nichts, das geht mich allein an. Zwischen meiner Tochter und mir darf nur noch Gott stehen. Der Mann ist mein, und keine Macht der Erde soll ihn mir entreißen. Gehen Sie, gehen Sie doch . . . Ich verzeihe Ihnen. Ich sehe es, das Mädchen ist eine Marana. Sie und Ihre Frau, Ihre Frömmigkeit, Ihre Rechtschaffenheit — alles war zu schwach, um gegen mein Blut zu siegen . . .«

Sie seufzte tief, aber ihr Auge blieb trocken. Sie hatte alles verloren und konnte es tragen; sie war Courtisane.

Die Tür öffnete sich.

Die Marana vergaß alles, und Perez, der seiner Frau ein Zeichen machte, konnte auf seinem Platze bleiben. Als alter Spanier, dem seine Ehre über alles geht,

wollte er der betrogenen Mutter bei ihrer Rache helfen.

Juana stand ruhig und weißgekleidet, von sanftem Lichtschein übergossen inmitten ihrer Kammer.

»Was wollt Ihr von mir!« fragte sie.

Die Marana schauerte zusammen.

»Perez,« sagte sie, »hat das Zimmer noch einen andern Ausgang!«

Perez verneinte; und im Vertrauen auf diese Antwort trat sie ins Zimmer.

»Juana, ich bin deine Mutter, deine Richterin; du hast dich selbst in die einzige Lage gebracht, in der ich mich dir entdecken darf. Du gehst auf meinen Wegen, du, die ich dem Himmel schenken wollte! Ach, wie tief bist du gesunken! . . . Du hast einen Geliebten bei dir.«

»Signora, es darf und kann nur mein Gemahl hier sein,« erwiderte sie. »Ich bin die Marquise de Montefiore.«

»So gibt es also zwei!« sagte der alte Perez ernst. »Mir hat er gesagt, er sei verheiratet.«

»Montefiore, mein Lieber!« rief das junge Mädchen, zog die Bettvorhänge beiseite und ließ den Offizier sehen, »komme, die Leute verleumden dich!«

Der Italiener zeigte sich, bleich und bebend; er sah

in der Hand der Marana einen Dolch, und er kannte die Marana.

Mit einem Satz sprang er aus dem Zimmer in den Saal und schrie mit donnernder Stimme:

»Zu Hilfe! Zu Hilfe! Man ermordet einen Franzosen! — Soldaten vom sechsten Linienregiment, lauft, sucht den Hauptmann Diard! . . . Zu Hilfe!«

Perez hatte den Marquis gepackt und wollte ihm mit seiner breiten Hand einen natürlichen Knebel in den Mund stopfen, als die Courtisane ihn mit den Worten zurückhielt:

»Halten Sie ihn fest, aber lassen Sie ihn schreien. Öffnen Sie die Türen, lassen Sie alles offen, aber ich wiederhole Ihnen : gehen Sie hinaus! — Und du,« wandte sie sich an Montefiore, »schreie, rufe um Hilfe . . . sobald die Schritte deiner Soldaten sich hören lassen, hast du das Eisen im Herzen . . . Bist du verheiratet! Antworte!«

Montefiore, der auf die Türschwelle — zwei Schritte von Juana — hingesunken war, hörte nichts und sah nichts — bis aus die Klinge des Dolches, deren Glitzern ihn blendete.

»Er hat mich also betrogen,« sagte Juana langsam.
»Er sagte, er sei frei.«

»Mir hat er gesagt, verheiratet zu sein,« erwiderte

Perez mit ernster Stimme.

»Heilige Jungfrau!« rief Donna Lagounia.

»Wirst du wohl antworten, Rotseele!« flüsterte die Marana am Ohr des Marquis.

»Ihre Tochter . . .« sagte Montefiore.

»Die Tochter, die ich hatte, ist tot oder wird sterben,« erwiderte die Marana. »Ich habe keine Tochter mehr. Sprich dieses Wort nicht wieder. Antworte, bist du verheiratet!«

»Nein, Signora,« sagte Montefiore endlich, der Zeit gewinnen wollte. »Ich will Ihre Tochter heiraten.«

»Mein edler Montefiore!« sagte Juana aufatmend.

»Weshalb dann fliehen und Hilfe rufen!« fragte der Spanier.

Diese Frage warf ein grelles Licht auf die Sache.

Juana sagte nichts, aber sie rang die Hände und ließ sich in einen Sessel fallen. In diesem Augenblick vernahm man in der tiefen Stille der Straße Lärm. Ein Soldat vom sechsten Linienregiment, der gerade, als Montefiore um Hilfe gerufen, am Hause vorbeigegangen war, hatte Diard benachrichtigt. Der Quartiermeister, den man vor seinem Hause angetroffen hatte, kam mit einigen Kameraden.

»Weshalb fliehen ! « erwiderte Montefiore, als er die Stimme seines Freundes hörte; »weil ich Ihnen die

Wahrheit gesagt habe. — Diard! Diard!« rief er mit gellender Stimme.

Doch auf ein Wort seines Gebieters, der Mord sehen wollte, schloß der Lehrling die Tür, und die Soldaten waren gezwungen, sie einzurennen. Ehe ihnen das gelang, hatte die Marana Zeit, den Schuldigen niederzustoßen; aber ihr wogender Zorn verhinderte sie, richtig zu zielen, und die Klinge glitt an Montefiores Epaulett ab. Sie hatte aber mir solcher Kraft zugestoßen, daß der Italiener vor Juanas Füßen niederfiel. Die Marana stürzte sich auf ihn, und, um ihn nicht wieder zu verfehlen, packte sie ihn bei der Gurgel, hielt ihn mit eisernem Arm fest und zielte nach seinem Herzen.

»Ich bin frei und werde sie heiraten! Ich schwöre es bei Gott, bei meiner Mutter, bei dem Heiligsten, was es auf Erden gibt . . . Ich bin Junggeselle, ich heirate sie, mein Ehrenwort!«

Und er biß die Courtisane tief in den Arm.

»Stoß zu, meine Mutter,« sagte Juana. »Er ist zu feige; ich will ihn nicht zum Mann, und wenn er noch zehnmal schöner wäre.«

»Ha! Nun finde ich meine Tochter wieder!« rief die Mutter.

»Was geht hier vor!« fragte der eintretende

Quartiermeister.

»Man will mich ermorden,« rief Montefiore, »weil das Mädchen da sagt, ich sei ihr Liebhaber. Sie hat mich in eine Falle gelockt, und man will mich nun gegen meinen Willen zwingen, sie zu heiraten.«

»Du willst sie nicht!« fragte Diard, verblüfft von der über irdischen Schönheit, den der stolze Ausdruck von Widerwille, Verachtung und Haß der ohnedies so schönen Juana verlieh. »Du bist sehr wählerisch. Falls sie einen Mann braucht — hier bin ich! Steckt den Dolch wieder ein.«

Die Marana hob den Italiener auf, zerrte ihn zum Bett ihrer Tochter und sagte ihm ins Ohr:

»Wenn ich dich schone, so dankst du das deinem letzten Wort. Aber hüte dich! wenn dein Mund jemals eine Beleidigung gegen meine Tochter ausspricht, so sehen wir uns wieder. — wie hoch beläuft sich ihre Mitgift!« wandte sie sich an Perez.

»Sie besitzt zweihunderttausend harte Piaster . . .«

»Das wird noch nicht alles sein, mein Herr,« sagte die Courtisane zu Diard. »wer sind Sie! — Sie können gehn,« bedeutete sie Montefiore.

Als der Marquis von zweihunderttausend harten Piastern sprechen hörte, trat er vor und sagte:

»Ich bin wahrhaftig noch frei . . .«

Ein Blick Juanas schnitt ihm das Wort ab.

Und der Italiener ging.

»Ach, mein Herr, « wandte sich das junge Mädchen an Diard, »ich danke Ihnen und bewundere Sie. Aber mein Gatte ist im Himmel; er heißt Jesus Christus. Morgen trete ich in das Kloster der . . .«

»Juana, meine Juana, schweig!« rief die Mutter, sie in die Arme schließend. Und sie flüsterte ihr ins Ohr: »Du brauchst einen andern Gatten!«

Juana erbleichte.

»Wer sind Sie, mein Herr!« wiederholte sie und blickte den Provenzalen an.

»Bis jetzt bin ich weiter nichts, als Quartiermeister vom sechsten Linienregiment,« sagte er. »Aber für ein solches Weib möchte man Marschall von Frankreich werden. Ich heiße Pierre Francis Diard. Mein Vater war Vorsteher der Kaufmannschaft; ich bin also kein . . .«

»Gut! Sie sind ein Ehrenmann, nicht wahr!« rief die Marana. »wenn Sie der Signora Juana de Mancini gefallen, so können Sie alle beide zufrieden sein. — Juana,« sprach sie mit tiefem Ernst, »wenn du die Gattin eines tapferen und tüchtigen Mannes wirst, so denke daran, daß du Mutter sein wirst. Ich habe geschworen, du sollest deinen Kindern ohne Erröten

die Stirn küssen dürfen . . . (Ihre Stimme bebte leise.)
Ich habe geschworen, du sollest eine tugendhafte Frau
sein. Mache dich also in diesem Leben auf Schmerzen
gefaßt; doch was auch kommen mag, bleibe rein und
sei deinem Gatten in jeder Hinsicht treu; opfere ihm
alles, er wird der Vater deiner Kinder sein . . . Ein
Vater deiner Kinder! . . . Sieh! Zwischen dir und
einem Geliebten wird immer deine Mutter stehen,
denn nur in Gefahren will ich dir Mutter sein . . .
Siehst du hier in meiner Hand den Dolch des Perez!
— Er gehört zu deiner Mitgift,« sagte sie und warf die
Waffe auf Juanas Bett, »ich lasse ihn dir, als eine
Bürgschaft deiner Ehre, solange meine Augen noch
offen und meine Arme kräftig sind. — Leb wohl,«
sagte sie und kämpfte mit den Tränen; »gebe der
Himmel, daß wir uns nie wiedersehen!«

Bei diesem Gedanken begannen ihre Tränen zu
fließen!

»Armes Kind, wie glücklich bist du hier in deiner
Zelle gewesen, mehr als du glaubst! — Sorgen Sie,
daß sie sich nicht danach zurücksehnt,« sagte sie und
blickte auf ihren zukünftigen Schwiegersohn. —

*

*

*

Dieser rein einleitende Bericht bildet durchaus nicht den Kern meiner Erzählung, zu deren Verständnis vor allem erklärt werden mußte, wie es kam, daß der Hauptmann Diard Juana de Mancini heiratete und daß Montefiore und Diard miteinander bekannt waren; auch mußten wir das Herz, das Blut und die Leidenschaften Frau Diards kennen lernen.

Als der Quartiermeister die umständlichen Formalitäten endlich hinter sich hatte, die für einen französischen Soldaten, der heiraten will, unerlässlich sind, war er leidenschaftlich in Juana de Mancini verliebt, und Juana de Mancini hatte Zeit gehabt, über ihr Geschick nachzudenken. Ein furchtbares Geschick! Juana, die für Diard weder Liebe noch Achtung hatte, fand sich dennoch an ihn gefesselt, durch ein gewiß unbedachtes, aber notwendiges Versprechen. Der Provenzale war weder schon noch wohlgebaut. Seine unfeinen Manieren hatten ebensoviel vom Soldaten als vom kleinen Provinzler an sich und zeugten von schlechter Erziehung. Konnte dieses anmutige und vornehme junge Mädchen also Diard lieben — sie, die einen so sicheren Instinkt für Geschmack und Luxus hatte und deren Natur sich entschieden zur höheren Gesellschaftsklasse hingezogen fühlte! Ihre Achtung mußte sie Diard gerade deshalb verweigern, weil er sie heiratete. Dieser Widerwille war ganz natürlich. Das

Weib ist ein schönes Geschöpf, aber fast immer unverstanden — und eben weil sie unverstanden ist, auch fast immer falsch beurteilt. Wenn Juana Diard geliebt hatte, würde sie ihn geachtet haben. Die Liebe gebiert in der Frau ein neues Weib, und das Weib von gestern ist morgen nicht mehr. Das Hochzeitskleid, das eine Frau fürs Leben anzieht, ist immer rein und weiß. Sie erlebt eine vollständige Wiedergeburt, wird tugendhaft und keusch: es gibt keine Vergangenheit mehr für sie. Sie ist ganz Zukunft und muß alles vergessen, um alles neu zu lernen. In diesem Sinne ist der berühmte Ausspruch, den einer unserer heutigen Poeten der Marion Delorme in den Mund gelegt hat, von tiefster Wahrhaftigkeit:

»Und die Liebe hat mir eine neue Jungfräulichkeit gegeben.«

Scheint dieser Vers nicht wie ein Gedanke aus einer Tragödie von Corneille, so getragen von lebendiger Kraft wie die Redeweise dieses Vaters unseres Dramas! Und dennoch — der Dichter war gezwungen, den Vers dem burlesken Geist des Parterres zum Opfer zu bringen.

Die Juana, die nicht liebte, blieb also die betrogene, gedemütigte, entehrte Juana. Juana konnte den Mann nicht achten, der so mit ihr fürlieb nahm. Sie empfand

mit all der gewissen haften Reinheit ihrer Tugend diesen scheinbar so schwachen Unterschied, der aber eine geheiligte Wahrheit und dem Herzen ein Gesetz ist, und den die Frauen instinktiv, selbst bei ihren unüberlegtesten Handlungen empfinden. Juana wurde tieftraurig, als sie die Aussichten ihres Lebens überdachte. Sie wandte oftmals ihre Augen, die voll zurückgedrängter Tränen standen, auf Perez und auf Donna Lagounia, die nur zu gut die bitteren Gedanken, die Quelle dieser Tränen, begriffen. Aber sie schwiegen. was hätten Vorwürfe, was hätten Trostworte genützt! Je ernster sie sind, desto mehr vergrößern sie das Unglück.

Eines Abends hörte Juana, die schmerzbetäubt in ihrem Kämmerchen saß, durch die nur angelehnte Tür, welche die Gatten aber für geschlossen hielten, wie ihrer Pflegemutter die Klage entschlüpfte:

»Das arme Kind wird vor Nummer sterben.«

»Ja,« erwiderte Perez mit bebender Stimme. »Aber was können wir tun! Könnte ich jetzt noch zum Grafen d'Arcos gehn, dem ich sie zu vermählen gedachte, und ihm die keusche Schönheit meines Mündels preisen!«

»Ein Fehltritt ist noch kein Laster,« sagte die alte Frau, nachsichtig wie ein Engel.

»Ihre Mutter hat über sie verfügt!« erwiderte Perez.

»In einem unbedachten Augenblick und ohne sie zu fragen,« rief Donna Lagounia.

»Sie hat wohl gewußt, was sie tat.«

»In was für Hände kommt unsere Perle!«

»Nein Wort mehr, oder ich fange Streit an mit diesem . . . Diard!«

»Das wäre ein neues Unglück.«

Als Juana die Worte hörte, begriff sie, um welches Glück ihr Fehltritt sie gebracht hatte. Die reinen, stillen Stunden ihrer Einsamkeit hatten also durch jenes strahlende Leben, von dessen Wonnen sie so oft geträumt, belohnt werden sollen. Und ihre Träume waren ihr Unheil geworden. Von solcher Höhe war sie zu einem Herrn Diard hinabgesunken! . . . Juana weinte, Juana wurde fast wahnsinnig. Sie schwankte eine Zeitlang zwischen dem Laster und frommem Gehorsam. Das Laster versprach eine schnelle Befreiung, der Gehorsam ein Leben voller Qualen. Die Betrachtung war stürmisch und feierlich. Der folgende Tag sollte der Hochzeitstag sein. Noch konnte Juana Juana bleiben. war sie frei, so wußte sie, wohin ihr Elend führte; wie weit es sie in der Ehe treiben würde, das konnte sie nicht übersehen. Der fromme Gehorsam siegte. Donna Lagounia kam und

betete und wachte mit ihrer Tochter, als bete, wache sie bei einer Sterbenden.

»Gott will es,« sagte sie zu Juana.

Die Natur hat das Weib sowohl mit einer besonderen Kraft begabt, die ihm sein Leiden tragen hilft, als auch mit einer Schwäche, die ihm zur Entsagung rät. Juana entsagte rückhaltlos. Sie wollte dem Schwur ihrer Mutter gehorsam sein und die wüste des Lebens durchirren, um in den Himmel zu kommen — im vollen Bewußtsein, daß es auf ihrer traurigen Reise keine Blumen zu pflücken gab. Sie heiratete Diard. Und fand der Quartiermeister auch vor Juanas Augen keine Gnade — wer hätte ihn nicht freigesprochen ! Er war trunken vor Liebe. Die Marana hatte mit ihrem sicheren Gefühl für die Liebe die Leidenschaft in ihm erkannt und die rasche Entschlossenheit, die großmütigen Regungen des Südländers bei ihm gewittert. In der zornigen Aufregung jener Stunde hatte sie nur die guten Eigenschaften Diards bemerkt und glaubte deren genug zu sehen, um das Glück ihrer Tochter für immer gesichert zu wissen.

Die ersten Tage dieser Ehe waren scheinbar glücklich — oder — um eine verborgene Tatsache aufzudecken, deren Elend die Frauen auf dem Grunde

ihrer Seele verbergen — Juana wollte die Freude ihres Gatten nicht trüben. Wie schwer, wie schrecklich zu spielen war diese doppelte Rolle, die früher oder später fast alle unglücklich verheirateten Frauen spielen! Von einem solchen Leben kann ein Mann nur die Tatsachen berichten, denn die Frauen allein können diese Gefühlswelt erraten. Es ist eine Geschichte, die in ihrer ganzen Wahrheit aufzudecken unmöglich ist. Juana, die in jeder Stunde gegen ihr spanisches und italienisches Blut ankämpfte, ließ die Quelle ihrer Tränen nur im Verborgenen fließen und war so eines jener Geschöpfe, die bestimmt sind, den Jammer des Weibes in seiner ganzen Größe zu tragen: ein unaufhörlich kämpfendes Leid, das dar zustellen einer so subtilen Zeichnung bedürfte, daß es den nach dramatischen Ereignissen verlangenden Leser ermüden würde. Diese Analyse, in der jede Frau so manche ihrer eigenen Leiden wiederfinden würde, müßte, um vollständig zu sein, ein ganzes Buch füllen — ein seiner Natur nach undankbares Buch, dessen Wert in allzuzarten Farben, in allzufeinen Linienbestände, die der Kritiker als verwischt und verwirrt bezeichnen würde. wer übrigens könnte, ohne ein zweites Herz in seinem Herzen zu tragen, die rührenden und heiligtiefen Schmerzen erörtern, die gewisse Frauen mit ins Grab nehmen: Unverständene

Schwermut, selbst nicht von dem verstanden, der sie verursacht; ungehörte Seufzer, unbelohnte Hingabe, wenigstens auf Erden unbelohnt; köstliches Schweigen, das böse ausgelegt wird; verachtete Rache; fortwährender vergeblicher Edelmut; erwünschte und enttäuschte Freuden ; geheimnisvoll erfüllte engelgleiche Milde! Kurz: ihre ganze Frömmigkeit und ihre unauslöschliche Liebe! Juana kannte dieses Leben, und das Schicksal ersparte ihr nichts. Sie war ganz Weib, aber das unglückliche, leidende Weib, das Weib, das immer beleidigt wird und immer verzeiht; rein wie ein fleckenloser Diamant — sie, die vom Diamanten die Schönheit und den Glanz besaß und in dieser Schönheit, in diesem Glanz eine stets bereite Rache. Dies Mädchen war nicht geschaffen, den ihrer Mitgift beigefügten Dolch zu fürchten.

Indes wußte sich Diard — von wahrer Liebe, ja von einer Leidenschaft erfaßt, die für den Augenblick selbst den verächtlichsten Charakter umzuwandeln und alles Schöne, das eine Seele birgt, ans Licht zu ziehen weiß — zunächst als Mann von Ehre zu benehmen. Er zwang Montefiore, nicht nur das Regiment, sondern auch das Armeekorps zu verlassen, damit seine Frau während der kurzen Zeit, die er vermutlich noch in Spanien verbleiben mußte, jenem

nicht begegne. Dann ersuchte der Quartiermeister um seine Versetzung und erreichte es, zur kaiserlichen Garde zu kommen. Er wollte um jeden Preis einen Titel erlangen und seinem großen Vermögen entsprechend geehrt und geachtet sein. Dieser Gedanke lieh ihm bei einem unserer blutigsten Kämpfe in Deutschland besonderen Mut; er wurde aber dabei so schwer verletzt, daß er den Dienst quittieren mußte. Da er in Gefahr war, ein Bein zu verlieren, mußte er sich sofort ins Privatleben zurückziehen, ohne den Titel eines Barons, ohne die Belohnungen, die er zu erringen erhofft hatte und die er — wäre er nicht Diard gewesen — vielleicht erlangt hätte. Dies Ereignis, seine Verwundung, seine betrogenen Hoffnungen, waren mit die Veranlassung, daß sein Charakter sich änderte. Seine Energie — die Energie des Provenzalen — die momentan entflammt gewesen war, sank plötzlich wieder zusammen. Zwar wurde, er zunächst von seiner Frau gehalten, die infolge seiner Anstrengungen, seines Mutes, seines Ehrgeizes, ein wenig an ihren Gatten zu glauben begann und die — mehr als jede andere — die sanfte Eigenschaft der Frau, ein Tröster im Leben zu sein, in sich entwickelte. Von Juana angespornt, begab sich der Bataillonschef außer Dienst nach Paris, um in der administrativen Laufbahn eine hohe Stellung zu

erringen, die Achtung heischte, den Quartiermeister des sechsten Linienregiments vergessen ließe und Frau Diard eines Tages einen schönen Titel einbrächte. Seine Leidenschaft für dies verführerische Geschöpf half ihm, ihr geheimes Gelübde zu erraten. Juana schwieg, aber er verstand sie; er wurde nicht von ihr geliebt, wie ein Liebender es sich erträumt; er wußte das und wollte sich ihre Achtung, ihre Liebe erringen. Er ahnte eine Glücksmöglichkeit, der Unglückliche, der sein Weib stets sanft und geduldig fand; doch diese Sanftmut, diese Geduld verrieten, daß Juana um seinetwillen sich selbst entsagt hatte. Entsagung und frommer Gehorsam sind keine Liebe. Oft hätte Diard sich einer Weigerung gefreut, da wo er keuschem Gehorsam begegnete; oft hätte er die ewige Seligkeit darum gegeben, wenn Juana es gewagt hätte, an seiner Brust sich auszuweinen, statt ihre Gedanken hinter der vornehmen Lüge eines Lächelns zu verbergen. Viele junge Männer — ich sage junge Männer, denn haben wir erst ein gewisses Alter, so kämpfen wir nicht mehr — wehren sich mit allen Mitteln gegen ein böses Geschick, dessen dunkle Wolken von Zeit zu Zeit an ihrem Lebenshorizont auftauchen; und wenn sie dann in den Abgrund des Elends stürzen, so muß man ihren heimlichen Kämpfen doch Anerkennung zollen.

Gleich manchem anderen, versuchte es Diard mit

allem, aber alles war ihm feindlich. Sein Vermögen erlaubte ihm, seine Frau mit allem Glanze des Pariser Luxus zu umgeben: sie führte ein großes Haus, besaß prächtige Empfangsräume, in denen viele Künstler, auch Intriganten, Müßiggänger und Modegecken verkehrten — und jene Leute, die sich überall gut unterhalten! Alle waren in Juana verliebt. wer sich in Paris vordrängt, der muß Paris unterjochen oder ihm unterliegen. Diards Charakter war nicht stark, nicht fest, nicht ausdauernd genug, um jene Welt zu regieren, weil damals jeder regieren wollte. Die feststehenden sozialen Klassen sind vielleicht ein großes Glück, selbst für das Volk. Napoleon hat uns eingestanden, welche Mühen es ihn kostete, an seinem eigenen Hof, wo die meisten seinesgleichen gewesen waren, in Achtung zu stehen. Aber Napoleon war Korse und Diard Provenzale. Selbst bei gleichen Geistesgaben wird der Insulaner stets tüchtiger sein, als der Festlandbewohner, und wengleich Korsika und die Provence auf dem gleichen Breitengrade liegen, so ist doch, aller menschlichen Wissenschaft zum Trotz, der Meeres arm, der sie trennt, ein ganzer Ozean, der zwei Welten aus ihnen macht.

Aus seiner schiefen Position, die er immer mehr verschlimmerte, erwuchs Diard viel Kummer. Vielleicht enthält die Kette von Umständen, die zur

Entwicklung dieser Erzählung notwendig sind, allerlei nützliche Lehren. Die Spötter von Paris sahen nicht ohne boshafte Lächeln auf die Gemälde, mit denen der frühere Quartiermeister sein Haus schmückte, und die neu angekauften Meisterwerke wurden mit demselben stummen Vorwurf betrachtet, wie die in Spanien geraubten. Dieser Vorwurf war die Rache einer Eigenliebe, die sich durch Diards Reichtum gekränkt fühlte. Juana verstand hie und da so einen doppelsinnigen Ausspruch, wie er im Französischen häufig ist. Ihr Gatte sandte also auf ihren Rat die Bilder nach Tarragona zurück. Aber die Leute, die entschlossen waren, die Dinge übel auszulegen, sagten: »Dieser Diard ist schlau, er hat seine Bilder verkauft.« Und die guten Leute blieben bei dem Glauben, auch die Bilder, die in seinen Räumen hängen blieben, seien auf unrechtmäßige Weise erworben. Neidische Frauen fragten, wie es komme, daß ein so schönes und reiches junges Mädchen »einen Diard« zum Mann genommen habe. Es gab endlose Vermutungen und Sticheleien, wie eben nur Paris sie machen kann. Indes begegnete Juana überall einer gewissen Achtung, die ihr reines frommes Leben sich errang, das selbst über die Pariser Verleumdungen siegte; doch diese Achtung wurde ihr, nicht ihrem Gatten dargebracht. wenn ihr strahlender Blick mit

weiblichem Scharfsinn durch ihre Salons schweifte, so sah er nur schmerzliche Dinge.

Diese Mißachtung war eine ganz natürliche Sache. Die Offiziere konnten es, ungeachtet der Tugenden, mit denen unsere Phantasie sie schmückt, dem ehemaligen Quartiermeister des sechsten Linienregiments nicht verzeihen, daß er reich war und in Paris eine Rolle spielen wollte. Alles, was in Paris zwischen dem letzten Hause des Faubourg Saint-Germain und dem letzten Palast der Rue Saint-Lazare, zwischen der Höhe vom Luxembourg und der Höhe des Montmartre wohnt, zieht sich an, um auszugehen — und geht aus, um zu klatschen. Diese Welt der kleinen und großen Gesten, diese Leute, die sich in Unverschämtheit kleiden und unter ihrem Kleid geheime Wünsche, Neid und Falschheit tragen, diese goldene und übergoldete, junge und alte Welt, mit dem Adel von gestern oder dem Adel des vierten Jahrhunderts, die des Emporkömmlings spottet, die nur eines fürchtet: sich zu kompromittieren, die jede Machtstellung zu untergraben sucht, sie aber anbetet, wenn sie sich durchsetzt: alle diese Ohren hören, alle die Zungen reden und alle die Köpfe wissen am ersten Abend, wie es um den Neuling, der in diesem Kreis nach Ehren ringt, bestellt ist, wo er geboren und wo er emporgekommen ist; was er getan hat, und was er

nicht getan hat. wenn es für die oberen Zehntausend kein Schwurgericht gibt, so haben sie doch den grausamsten aller Staatsanwälte, einen unangreifbaren Sittenrichter, der Richter und Henker in einem ist: er klagt an und brandmarkt! Vergebliche Hoffnung, ihm etwas verbergen zu können! Erzählt ihm nur alles von selbst; er will alles wissen und weiß alles. Fragt nicht, wo der unbekante Telegraph ist, der ihm mit Blitzesschnelle, mit einem wimperzucken, allerorten eine Geschichte, einen Wandel, eine Neuigkeit übermittelt; fragt nicht, wer diesen Telegraph in Gang setzt. Er ist ein soziales Geheimnis; ein Beobachter kann nur seine Wirkungen feststellen. Es gibt die unglaublichsten Beispiele dafür; ein einziges mag genügen. Die Ermordung des Herzogs von Berri im Opernhaus wurde zehn Minuten nach dem Ereignis am äußersten Ende der Insel Saint-Louis besprochen. Die Meinung, die man im sechsten Linienregiment von Diard hatte, war am Abend, da er seinen ersten Ball gab, bereits in Paris in Umlauf.

Diard konnte also die Welt nicht mehr beherrschen. Seine Frau allein besaß die Macht, etwas aus ihm zu machen. Welch sonderbare Zustände! wenn in Paris ein Mann aus sich selbst nichts mehr sein kann, so kann ihm seine Frau, sofern sie jung und geistreich ist, den Weg zur Höhe ebnen. Es gibt solche Frauen, die

scheinbar krank und schwach, sich vom Diwan nicht erheben, ihr Zimmer nicht verlassen und doch die Gesellschaft beherrschen, tausend Triebfedern in Tätigkeit setzen und ihre Männer dorthinauf brachten, wo ihre Eitelkeit sie zu sehen wünschte. Aber Juana, deren Kindheit sich in ihrem Kämmerchen in Tarragona abgespielt hatte, kannte keines der Laster, keine der Leichtfertigkeiten und keines der Hilfsmittel der Pariser Welt. Sie betrachtete sie mit den neugierigen Blicken eines jungen Mädchens und lernte nur das kennen, was ihr Schmerz und ihr verwundeter Stolz ihr enthüllten. Übrigens hatte Juana den Takt des jungfräulichen Herzens, das unmittelbar nach dem Gefühl urteilt. Die junge Einsiedlerin, die so plötzlich Ehefrau geworden war, begriff, daß sie nur dann die Welt zwingen konnte, ihren Gatten zu achten, wenn sie dies auf spanische Weise tat, mit dem Dolche in der Hand. Und würden nicht vor allem die vielen ängstlich beobachteten Vorsichtsmaßregeln zu Verrätern werden! Sie lernte die Welt begreifen, wie sie vordem das Leben begreifen gelernt, und überall zeigte sich ihr nichts anderes als die ungeheure Größe eines nicht wieder gutzumachenden Unglücks. Dann hatte sie noch den Kummer, zu spät die eigentümliche Unfähigkeit ihres Mannes zu erkennen, eine logische Gedankenreihe zu bilden. Er begriff nicht die Rolle,

die er in der Welt zu spielen hatte, begriff sie weder im Ganzen noch im Einzelnen, und das Einzelne, die Nuance, ist in diesem Falle alles. war er nicht in einer Lage, wo die mangelnde Kraft durch List ersetzt werden kann! Aber die List, die immer siegreiche, ist vielleicht die stärkste aller Kräfte.

Diard war also weit entfernt, den Flecken seiner Herkunft auszulöschen, er vergrößerte ihn vielmehr auf jede weise. Er kannte sich in dem Kaiserreich, in das er plötzlich hineingeschneit war, nicht aus und wollte sich, der doch nur Eskadronchef war, Präfekt genannt sehen. Fast alle Welt glaubte an das Genie Napoleons, das allen Dingen Größe gegeben hatte. Die Präfektoren, diese Kaiserreiche im Kleinen, konnten nur durch große Namen besetzt werden, durch Kammerherren Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Schon waren die Präfekten zu Großvezieren geworden. Die Günstlinge des großen Mannes bspöttelten also den Ehrgeiz des ehemaligen Eskadronchefs, und Diard bewarb sich daher nur um eine Unterpräfektur. Die Folge war ein lächerliches Mißverhältnis zwischen der Bescheidenheit seiner Stellung und der Höhe seines Vermögens. Er, dessen Salons von königlicher Pracht waren und der einen tollen Luxus trieb, wollte das Leben eines Millionärs aufgeben, um als kleiner Beamter nach Issoudun oder

Savenay zu gehen; damit vergab er sich von vornherein zu viel. Juana, die zu spät erst mit unseren Gesetzen, unseren Sitten, unseren administrativen Gepflogenheiten bekannt wurde, konnte ihren Gatten nicht rechtzeitig aufklären. Als sie es endlich tat, bewarb sich der verzweifelte Diard der Reihe nach um alle Ministerialstellen; er wurde überall zurückgewiesen. Er konnte nichts sein und nichts vorstellen, und die Welt fällte ihr Urteil über ihn, wie die Regierung und wie er selbst es getan hatte. Diard war auf dem Schlachtfeld schwer verwundet worden, und Diard hatte keinen Orden bekommen. Der reiche Quartiermeister, der aber kein Ansehen genoß, fand keine Stellung im Staatsdienst; und diejenige, die er sich in der Gesellschaft zu erwerben suchte, wurde ihm von dieser logischerweise verweigert. Zuhause empfand der Unglückliche fortwährend die Überlegenheit seiner Frau. Obgleich sie einen — man verzeihe das kühne Beiwort — samt weichen Takt besaß, ihrem Gatten diese Überlegenheit, die sie selbst verwunderte und beschämte, zu verbergen, so fühlte sich Diard doch schließlich verletzt. Ein solcher Wettbewerb macht entweder groß oder schlecht. Der Mut oder die Liebe dieses Mannes mußten also den wiederholten Schlägen erliegen, die seine Fehler seiner Eigenliebe versetzten; und er machte Fehler

über Fehler. Er mußte in allem gegen sich ankämpfen; zunächst gegen seine Gewohnheiten und seinen Charakter. Er war ein echter Provenzale: freimütig in seinen schlechten wie in seinen guten Eigenschaften, mit Nerven, so kräftig wie Draht und einem offenen Herzen für seine alten Freunde. Er unterstützte den gewöhnlichen Mann ebensowohl wie den bedürftigen der oberen Klassen: kurz, er bekannte sich zu aller Welt und bot in seinem goldstrotzenden Salon auch armen Teufeln die Hand. Als der General des Kaiserreichs — ein Typus, der bald ganz aussterben wird — das sah, schloß er Diard nicht mehr in die Arme, sondern sagte nur noch mit einer kurzen Verbeugung: »Mein Lieber!« wenn die Generäle ihre Mißachtung unter soldatischer Kameradschaftlichkeit verbargen, so bezeugten ihm die wenigen Leute der guten Gesellschaft, die Diard bei sich sah, jene ölglatte, lächelnde Verachtung, gegen die ein Neuling fast immer wehrlos ist. Diards Haltung, seine halb italienische gestikulierende Sprachweise, seine Art sich zu kleiden — alles an ihm beraubte ihn der Achtung, die der kleine Mann sich durch genaue Beobachtung dessen, was der gute Ton verlangt, zu erringen weiß; nur Leute von Macht und Tat können dieses Joch abschütteln; das ist der Lauf der Welt.

Diese Einzelheiten geben ein schwaches Bild der

tausend Martern, die Juana stündlich folterten. Ein Jeder bedachte sie mit Nadelstichen, und das waren bittere Leiden für eine Natur, die Keulenschlägen besser gewachsen war. Die Beleidigungen galten Diard, aber er fühlte sie nicht, und Juana, der sie gar nicht galten, fühlte sie. Dann kam ein Augenblick — ein schrecklicher Augenblick — da sie die Welt im rechten Lichte sah, sie durchschaute und im Voraus alle die Schmerzen fühlte, die diese ihr zgedacht hatte. Sie erkannte ihren Gatten als völlig unfähig, in der sozialen Rangordnung eine hohe Stufe zu erklimmen, und erriet, wie tiefer eines Tages, wenn kein Herz ihn mehr hielt, werde hinabsteigen müssen. Da faßte Juana Mitleid für Diard.

Wie düster war die Zukunft für die junge Frau ! Sie lebte immer in der drückenden Vorahnung eines Unglücks, ohne doch zu wissen, woher das Unglück kommen könnte. Diese Vorahnung lag in ihrer Seele, wie ein Gewitter in der Luft. Aber sie fand die Kraft, ihre Befürchtungen hinter einem Lächeln zu verbergen. Sie hatte es dahin gebracht, nicht mehr an sich selbst zu denken. Juana machte ihren ganzen Einfluß geltend, um Diard seine anmaßenden Pläne auszureden und ihm als sichere Zuflucht den sanften Frieden des häuslichen Herdes zu zeigen. Alles Böse kam von außen, von der Welt, mußte man also diese

nicht fernzuhalten suchen! In seinem Heim würde Diard Frieden und Achtung finden; hier konnte er herrschen. Sie fühlte sich stark genug, die schwere Aufgabe auf sich zu nehmen, ihn, den mit sich selbst Zerfallenen, wieder aufzurichten, glücklich zu machen. Ihre Willenskraft wuchs in eben dem Maße, als das Leben schwerer wurde; sie besaß den ganzen stillen Heldenmut, den sie in ihrer Lage bedurfte, und schöpfte Begeisterung aus ihren frommen Wünschen, — denselben, die einen Engel im Kampf um eine Christenseele stützen : die Poesie des Aberglaubens als Sinnbild unserer zwei Naturen.

Diard gab seine Pläne auf, schloß sein Haus für Gäste und lebte in seiner Häuslichkeit — um ein etwas abgebrauchtes Bild zu gebrauchen. Aber hier war die Klippe! Der arme Kriegsmann hatte eine Seele, die in steter Bewegung sein mußte. Diard war einer der Leute, die nur kommen, um wieder zu gehen und deren Lebensziel eine immerwährende Bewegung zu sein scheint. Vielleicht suchte er auch, sich selbst zu entfliehen. Nicht, daß er Juanas müde geworden wäre oder sich über sie zu beklagen gehabt hätte — aber doch war seine Leidenschaft für sie durch ihren Besitz ruhiger geworden und gab ihn wieder für seine ursprünglichen Neigungen frei. Er hatte nun viel öfter Anfälle von Niedergeschlagenheit und überließ sich

häufig seiner südländischen Heftigkeit. Je tugendhafter eine Frau ist und je weniger man ihr vorwerfen kann, desto mehr wünscht der Mann, sie im Unrecht zu sehen, — sei es auch nur, um ihr seine gesetzliche Überlegenheit zu beweisen; ist sie ihm aber zufälligerweise in jeder Hinsicht überlegen, so empfindet er das Bedürfnis, ihr Fehler anzuhängen. So wird unter Ehegatten ein Nichts zu einer Ungeheuerlichkeit aufgebauscht. Aber Juana, geduldig ohne hochmütig zu sein, sanftmütig ohne in ihrer Unterwürfigkeit, wie so viele Frauen, eine gekränkte Miene zur Schau zu tragen, bot der berechneten Niedertracht — der bittersten aller Bosheiten — keine Blöße. Sie gehörte zu den vornehmen Naturen, die kein Unrecht tun können. Ihr Blick, der ihr reines und heiliges Leben widerstrahlte, dieser Märtyrerblick, hatte eine bezaubernde Gewalt. Diard, den diese edle Tugend anfänglich bedrückte, suhlte sich später dadurch geradezu verletzt und schließlich wie von einem unerträglichen Joch beladen. Die Weisheit seiner Frau brachte ihm keine heftigen Aufregungen — und er liebte und brauchte Aufregungen. Es gibt Tausende von Szenen, die sich im Verlaufe scheinbar einfacher und gewöhnlicher Schicksale in den Tiefen der Seele abspielen, und es ist schwer, unter den zahllosen Dramen, die oft kurz verlaufen, aber tief ins

Leben eingreifen und das große Unglück kennzeichnen, mit denen die meisten Ehen behaftet sind, ein Beispiel auszuwählen. Doch gab es hier einen Auftritt, der da durch bemerkenswert ist, daß er den dauernden Unfrieden in dieser Ehe einleitete.

Juana hatte zwei Kinder, zum Glück für sie Knaben. Der erste wurde sieben Monate nach der Hochzeit geboren. Er hieß Juan und glich seiner Mutter. Der zweite wurde zwei Jahre nach ihrer Übersiedelung nach Paris geboren. Dieser sah sowohl Diard als Juana ähnlich — hauptsächlich aber Diard, dessen Vornamen er führte. Fünf Jahre schon war Francesco für Juana der Gegenstand zärtlichster Sorgfalt. Die Mutter beschäftigte sich beständig mit diesem Kinde: ihm galten ihre Liebkosungen, ihm brachte sie Spielsachen, auf ihm ruhte ihr ängstlich prüfender Blick; Juana hatte ihn von der Wiege an beobachtet, hatte seine Schreie, seine Regungen studiert; sie wollte seine Charakteranlagen ergründen, um danach der Erziehung die Richtung zu geben. Es schien, als habe Juana nur dies eine Kind. Als der Provenzale sah, daß Juan vernachlässigt wurde, nahm er ihn unter seinen Schutz; und ohne sich zu fragen, ob dieser Kleine nicht das Kind jener Leidenschaft sei, der er Juana verdankte, machte der Gatte aus ihm in edelmütiger Regung seinen Benjamin. Von allen

Empfindungen, die im Blute ihrer Vorfahren gelebt, hatte Frau Diard nur die Mutterliebe geerbt: Sie liebte ihre Kinder mit der verzweifelten Innigkeit, von der die Marana im Beginn dieser Erzählung ein Beispiel gegeben hat, und mit der anmutigen Scham, mit dem tugendsamen Zartsinn, deren Ausübung der Stolz ihres Lebens und ihr heimlicher Lohn waren. Die geheime Sorge, die gewissenhafte Mutterliebe, die dem Leben der Marana ein Siegel der Poesie aufgedrückt, waren für Juana eine offene Tat und der Trost aller ihrer Stunden. Ihre Mutter hatte die Tugend gewagt, wie andere Frauen das Laster wagen — nur im Geheimen. Sie hatte sich ein verschwiegenes Glück gestohlen, ohne es genießen zu können. Aber Juana, die in der Tugend unglücklich war, wie ihre Mutter unglücklich im Laster gewesen, genoß zu jeder Stunde die unaussprechlichen Wonnen, die ihre Mutter so sehr ersehnt und deren sie beraubt gewesen war. Für sie wie für die Marana war die Mutterliebe der Inbegriff der irdischen Glückseligkeit. Für beide gab es — wenngleich aus entgegen gesetzten Ursachen — keinen andern Trost in ihrem Leid. Juanas Mutterliebe war vielleicht noch tiefer, weil sie, was sie an Liebesfreuden entbehrte, sich in den Kindern zu ersetzen suchte, und mit den edlen Leidenschaften ist es wie mit den Lastern : je mehr

man ihnen nachgibt, desto gebieterischer werden sie. Die Leidenschaft der Mutter und des Spielers sind beide unersättlich.

Als Juana sah, wie edelmütig Diard dem Sohne Juan seine väterliche Neigung schenkte, war sie gerührt; und vom Tage an, da beide Gatten ihre Rollen wechselten, faßte die Spanierin zu Diard diese wahre und innige Zuneigung, von der sie ihm bisher aus Pflichtgefühl schon so viele Beweise gegeben. wäre ihr Mann energischer, beständiger gewesen, hätte sein rastloser und schwankender Charakter nicht immer wieder das aufflammende wahre Gefühl in ihm erstickt — Juana hatte ihn zweifellos geliebt. Doch er war ganz der lebhaft aber unbeständige Südländer, der heute große Dinge vor hat, ohne sie morgen auszuführen; zuweilen opfern sich solche Menschen einer tugendsamen Regung, doch häufiger sind sie im Laster glücklich. wenn aber ihre guten Eigenschaften mit Willenskraft und Ausdauer sich paaren, so sind es starke, bedeutsame Charaktere.

Seit zwei Jahren war also Diard mit süßen Banden an das Haus gefesselt. Fast wider seinen Willen unterlag er dem Einfluß seines Weibes, die für ihn fröhlich und unterhaltend zu sein versuchte, die ihre ganze weibliche Findigkeit zusammen nahm, um ihn zur Tugend zu verführen, die aber doch nicht

geschickt genug war, ihm Liebe vorzutäuschen.

Ganz Paris beschäftigte sich damals mit der Affäre eines Hauptmanns, der an einem Weibe einen Lustmord verübt hatte. Als Diard mittags nach Hause kam, konnte er ihr den Selbstmord des Offiziers verkünden. Er hatte sich erschossen, um dem entehrenden Gerichtsverfahren und der Hinrichtung zu entgehen. Juana begriff nicht sogleich die Logik dieses Verfahrens, und ihr Gatte mußte ihr die schöne Gerechtigkeit in der französischen Gesetzgebung erklären, die dem Mörder nicht gestattet, sein Opfer zu überleben.

»Aber Papa, hast du uns nicht neulich gesagt, daß der König begnadigen könne!« fragte Francesco.

»Der König kann nur das Leben schenken!« erwiderte Juan halb ärgerlich.

Diard und Juana, die Zeugen dieser Szene, wurden in sehr verschiedener Weise davon ergriffen. Der von Freudentränen feuchte Blick, den die Mutter ihrem Ältesten zuwarf, enthüllte ihrem Gatten ganz plötzlich das Geheimnis dieses bis dahin so verschlossenen Herzens. Der Ältere war ganz das Ebenbild Juanas; ihn kannte sie, und sie war seines Herzens, seiner Zukunft sicher; sie betete ihn an, aber ihre glühende Liebe zu ihm blieb ein Geheimnis zwischen ihr, ihrem

Rinde und Gott. Juan nahm die Heftigkeit der Mutter, die ihn, wenn sie allein waren, mit Zärtlichkeiten überschüttete und ihn in Gegenwart des Vaters und Bruders kaum beachtete, wie selbstverständlich hin. Francesco war ganz Diard, und Juanas Sorge um ihn entsprang dem Wunsch, im Kinde die Laster des Vaters zu bekämpfen und seine guten Eigenschaften ans Licht zu ziehen. Juana wußte nicht, daß ihr Blick zuviel verraten hatte. Sie nahm Francesco auf den Schoß und gab ihm eine seinem kindlichen Verständnis angemessene Erklärung; aber ihre sanfte Stimme zitterte noch vor Freude über die Antwort Juans.

»Sein Charakter bedarf großer Sorgfalt,« sagte der Vater zu Juana.

»Ja,« erwiderte sie schlicht.

»Aber Juan!«

Frau Diard fuhr bei dem rauhen Ton erschreckt zusammen und blickte auf ihren Gatten.

»Juan ist fehlerlos geboren,« fügte er hinzu. Er setzte sich; seine Miene verfinsterte sich, und da seine Frau noch immer schwieg, fuhr er fort:

»Du liebst das eine deiner Kinder mehr als das andere.«

»Das weißt du,« sagte sie.

»Nein,« erwiderte Diard; »bis jetzt hatte ich noch nicht entdeckt, welches du vorziehst.«

»Bis jetzt hat mir noch keins von beiden Kummer gemacht,« entgegnete sie lebhaft.

»Gut, aber welches hat dir mehr Freude gemacht!« sagte er begierig.

»Ich habe die Freuden nicht gezählt.«

»Die Weiber sind Heuchler!« rief Diard. »wage zu leugnen, daß Juan dein Herzenskind ist!«

»Und wenn es so wäre,« entgegnete sie mit Würde, »willst du darin ein Unglück sehen!«

»Du hast mich nie geliebt! wenn du gewollt hättest — für dich hätte ich Königreiche erobert! Du weißt, was ich alles unternommen habe, nur von dem Wunsche getrieben, dir zu gefallen. Ah! wenn du mich geliebt hättest . . .«

»Eine Frau, die liebt,« sagte Juana, »lebt einsam und zurückgezogen. Tun wir das nicht!«

»Ich weiß, Juana, du hast nie Unrecht . . .«

Das sagte er mit einer Bitterkeit, die auf ihr ganzes ferneres Leben von Einfluß war.

Am Tage nach diesem verhängnisvollen Gespräch ging Diard zu einem früheren Kameraden und zerstreute sich beim Spiel. Das Unglück wollte es, daß er viel gewann, und von nun ab spielte er wieder.

Mehr und mehr riß es ihn in den Abgrund, und er verfiel von neuem dem zügellosen Leben von ehedem. Bald erschien er nicht mehr bei Tisch, und einige Monate später fand er solchen Geschmack an seiner Unabhängigkeit, daß er sich von seiner Frau trennte, indem er ihr die obere Etage überließ und sich im Entresol einquartierte. Ein Jahr später sahen sich Diard und Juana nur noch des Morgens beim zweiten Frühstück.

Wie bei allen Spielern gab es auch bei ihm abwechselnd Gewinn und Verlust. Da er nun sein Vermögen nicht angreifen wollte, suchte er seiner Frau den Überblick über die Einkünfte zu entziehen und nahm ihr eines Tages die Verwaltung der Ausgaben aus der Hand. Auf unbegrenztes Vertrauen folgte hämisches Mißtrauen. Früher hatten sie die Einkünfte gemeinsam verwendet, jetzt wies er ihr monatliche Haushaltgelder zu, deren Höhe sie gemeinsam festsetzten; es war dies das letzte jener vertrauten Zwiegespräche, die der Ehe einen so eigenen Reiz verleihen. Das Schweigen zweier Herzen, denen das »wir« fremd geworden ist, ist schrecklich wie ein vollzogener Ehebruch. Juana begriff, daß sie von diesem Tage an nur mehr Mutter war, und sie war glücklich darüber, ohne nach der Ursache der unglücklichen Zustände zu forschen. Das war sehr

unrecht. Die Kinder sind es, die die Gatten aneinanderketten, und die geheime Lebensführung ihres Mannes war nicht nur für Juana ein Grund zu Schwermut und Besorgnis.

Diard gewöhnte sich in seiner Unabhängigkeit daran, ungeheure Summen zu gewinnen und zu verlieren. Er brachte es als gewandter und großzügiger Spieler bald zu einer gewissen Berühmtheit.

Gesandtschaftsattachés, Bankiers, Finanzmänner und alle, die das Leben so genossen hatten, daß sie nur noch beim Spiel jenen aufpeitschenden Genuß fanden, den sie suchten, bewunderten Diard, dem sie zwar in ihrem Hause keinen Zutritt gewährten, doch gern in ihren Klubs begrüßten. Diard kam in Mode. Ein- oder zweimal im Winter erwiderte seine geschmeichelte Eitelkeit die empfangene Gastfreundschaft durch ein Fest. Bei dieser Gelegenheit strahlte auch auf Juana ein flüchtiger Schimmer von Glanz und Tanz und Festlärm; aber sie betrachtete das nur als eine unangenehme Pflicht, die das Glück ihrer Einsamkeit störte. Sie, die Königin dieser Festlichkeiten, erschien dort wie ein Wesen aus einer fremden Welt. Ihre ungebrochene Kindlichkeit, ihre schöne, reine Seele, die diese neue zurückgezogene Lebensweise ihr neu zurückgegeben, ihre Schönheit, ihre aufrichtige Bescheidenheit, trugen ihr ehrliche Huldigungen ein.

Aber — sie sah nur wenige Frauen in ihren Salons und begriff, daß die neue Lebensrichtung, die ihr Mann ohne ihr Wissen eingeschlagen, ihm noch immer nicht die Achtung der Welt gewonnen hatte.

Diard war nicht immer vom Glück begünstigt; in drei Jahren verspielte er drei Viertel seines Vermögens. Aber seine Passion verlieh ihm auch die nötige Willenskraft, ihr treu zu bleiben. Er hatte zu vielen Leuten Beziehungen angeknüpft, vor allem zu jenen Börsenspekulanten, die seit der Revolution dem Prinzip huldigen, ein Diebstahl im Großen sei nur ein »böser Streich«, und damit die skrupellosen Grundsätze, die das acht zehnte Jahrhundert in der Liebe hatte, auch auf Geldsachen übertragen. Diard begann sich in Geschäfte einzulassen, die das Licht des Gerichtssaals vielleicht zu scheuen gehabt hatten. Er verstand es, armen Teufeln, die sich mit den Bureaus nicht aus kannten, langfristige Forderungen abzukaufen, die er dann an einem Abend erledigte, indem er den Profit mit den Liquidatoren teilte; und ferner suchte er, wenn er gerade keine fällige Forderung fand, auch nach solchen, die man erst geltend machen mußte. So schnüffelte er in allen noch so kleinen Staaten der Alten und Neuen Welt nach halbvergessenen Reklamationen, die er dann aufnahm. Als mit der Restauration die Schulden der fürstlichen

Machthaber, der Republik und des Kaiserreichs erloschen, ließ er sich Kommissionen auf Anleihen, Kanalbauten, auf alle Arten von Unternehmungen erteilen. Kurz, er verübte jene geheimen Diebereien, denen so viele Leute nachgehen, die sich geschickt zu maskieren oder hinter den Kulissen des politischen Theaters zu verbergen wissen. Derselbe Diebstahl, der, beim Schein der Straßenlaterne verübt, den Dieb ins Bagno bringen würde, er ist innerhalb der goldenen Mauern der Paläste und im Glanz der Kandelaber gewissermaßen anerkannt. Diard kaufte und verkaufte alles, vom Zucker bis zu den höchsten Ämtern, und ihm gebührt der Ruhm, den Strohmann erfunden zu haben, der ihm die einträglichen Geschäfte so lange hielt, bis sie von andern abgelöst werden konnten. Er wußte um alle staatlichen Geheimfonds, um alle Lücken in den Gesetzen und trieb einen Schmuggel, der gesetzlich nicht zu fassen war. Um einen Begriff von diesem Großbetrieb zu geben: er nahm so und soviel Prozent für Beschaffung von fünfzehn Stimmen in der gesetzgebenden Körperschaft, die im Laufe einer Nacht von der äußersten Linken zur Rechten übergangen. Derlei Taten sind nicht mehr Verbrechen oder Diebstahl; man nennt es: der Regierung nachhelfen, die Industrie unterstützen, ein Finanzgenie sein. Die öffentliche Meinung setzte Diard auf den

Schandstuhl, auf dem schon mehr als ein findiger Kopf gesessen. Hier findet sich die Aristokratie der Schurkerei zusammen. Diard war also kein gewöhnlicher Spieler mit plumpen Griffen, der als Bettler endigt; heutigen Tages ereilt diese Schurken der Tod mitten im Glanze des Lasters und hinter dem Harnisch des Glücks. Sie jagen sich bei einer Wagenfahrt eine Kugel durch den Kopf und nehmen alles mit sich, was man ihnen geborgt und anvertraut hat. Wenigstens hatte Diard das Talent, seine Gewissensbisse nicht mit kleinen Dingen zu erkaufen, sondern »ein großer Mann« zu sein. Er erforschte die Absichten der Regierung, die Geheimnisse, Leidenschaften und Laster hoher Persönlichkeiten und wußte in dem feurigen Kampf, in den er sich gestürzt, seinen Posten zu behaupten.

Frau Diard kannte nicht das höllische Leben, das ihr Gatte führte. Sie war glücklich, daß er sie in ihrer Ruhe beließ, und hatte keine Zeit, sich zu verwundern, da alle ihre Stunden gut angewendet waren. Sie verwandte alles Geld zur Erziehung ihrer Knaben, zur Besoldung eines Hofmeisters und der zu einer tadellosen Erziehung notwendigen Lehrkräfte; sie wollte aus ihren Söhnen Männer machen, ihnen einen klaren Verstand geben, ohne sie ihrer Phantasie zu berauben. Da sie nur in diesen Plänen und deren

Verwirklichung lebte, litt sie nicht unter der Einsamkeit; die Kinder waren ihr das, was sie vielen Müttern sind : eine Art Verlängerung des eigenen Lebens. Diard war darin nur eine Zufälligkeit, und seit er nicht mehr Vater und Familienoberhaupt war, fühlte Juana sich nur noch durch die äußeren Bande einer gesetzlichen Ehe an ihn gebunden. Dessen ungeachtet erzog sie ihre Kinder in Ehrfurcht vor der väterlichen Gewalt, so wenig diese sich auch eine solche vorstellen konnten. Glücklicherweise wurde sie in ihren Absichten durch die dauernde Abwesenheit ihres Gatten unterstützt. wäre Diard in der Wohnung verblieben, so hätte er Juanas Anstrengungen vereitelt; ihre Kinder hatten schon zu viel Takt und Feingefühl, um nicht über das Benehmen des Vaters ihr eigenes Urteil zu haben; und den Vater richten, ist moralisch genommen — ein Vaternord.

Mit der Zeit aber wandelte sich Juanas Gleichgültigkeit gegen ihren Gatten. Dieses ursprüngliche Empfinden wandelte sich in Schrecken. Sie begriff eines Tages, daß die Lebensführung des Vaters die Zukunft der Kinder belasten kann, und ihr mütterliches Zartgefühl enthüllte ihr hie und da blitzartig die Wahrheit. Von Tag zu Tag wurde diese Ahnung eines noch ungekannten aber unvermeidlichen Unglücks starker und quälender; und

in den seltenen Augenblicken, in denen Juana Diard zu sehen bekam, durchforschte sie sein gefurchtes, übernächtigtes, von Aufregungen verzerrtes Antlitz mit spähenden Blicken, daß Diard erbebte. Dann zwang er sich zu einer Heiterkeit, die sie noch mehr erschreckte, als der düstere, beunruhigte Ausdruck, mit dem er vor sich hinsah, wenn er seine Rolle vergaß. Er fürchtete sein Weib, wie der Verbrecher das Schafott. Juana erblickte in ihm die Schande ihrer Kinder, und Diard fürchtete in ihr die stille Rache, eine Gerechtigkeit mit heiterer Stirn aber drohend erhobenem bewaffnetem Arm.

Nach fünfzehnjähriger Ehe sah Diard sich eines Tages ohne Geldmittel. Er schuldete hunderttausend Taler und besaß kaum hunderttausend Franken. Sein Haus, sein einziges sichtbares Gut, war weit über seinen Wert mit Hypotheken belastet. Noch wenige Tage, und auch der Schein der Wohlhabenheit, den er sich zu geben gewußt, mußte verschwinden. War diese Gnadenfrist vorbei, so würde sich ihm keine Hand mehr entgegenstrecken, würde keine Börse ihm mehr offen sein. Und dann — wenn nicht irgendein günstiger Zufall eintrat — würde er in den Schlamm der Verachtung sinken, tiefer vielleicht, als er es verdiente, eben weil er sich auf eine unverdiente Höhe gestellt hatte. Da erfuhr er glücklicherweise, daß sich

in den Badeorten der Pyrenäen mehrere Ausländer von Rang, Diplomaten, eingefunden hatten, die dem Spielteufel verfallen und ohne Zweifel mit hohen Summen versehen waren. Er beschloß sogleich, dort hinzureisen. Aber er wollte seine Frau nicht in Paris zurücklassen, denn die Gläubiger hätten ihr das furchtbare Geheimnis seiner Lage entdecken können. So nahm er sie und ihre beiden Kinder, aber ohne den Hauslehrer, mit sich. Er selbst nahm nicht mehr als einen Diener mit und erlaubte Juana nur ihre Kammerfrau. Sein Ion war kurz und gebieterisch, es schien fast, als habe er seine Willenskraft zurückgefunden.

Diese plötzliche Reise, deren Ursache sie nicht ergründen konnte, durchfuhr sie mit eisigem Schrecken. Ihren Gatten erheiterte die Fahrt, und da sie alle auf einen Wagen angewiesen waren, zeigte sich der Vater von Tag zu Tag aufmerksamer gegen die Kinder und liebenswürdiger zur Mutter. Trotzdem war es Juana, als brächte jeder Tag neue dunkle Ahnungen, — die Ahnungen einer Mutter, die oft grundlos scheinen, sich aber in der Zukunft immer bewahrheiten; die Mutter durchblickt auch den dichtesten Schleier.

In Bordeaux mietete Diard in einer ruhigen Straße ein kleines sorglich möbliertes Haus für seine Frau. Es

war ein Eckhaus und hatte einen großen Garten. Da es nur auf einer Seite von Häusern flankiert war, war es weithin sichtbar und von drei Seiten zugänglich. Diard zahlte die Miete und ließ Juana nur die Summe zurück, die für die drei Monate unbedingt nötig schien; kaum fünfzig Louis. Frau Diard erlaubte sich keinerlei Bemerkung über diese ungewohnte Knappheit. Als ihr Mann ihr sagte, daß er einen Badeort aufsuchen wolle, und daß sie in Bordeaux bleiben müsse, faßte Juana den Plan, ihre Kinder im Spanischen und Englischen weiter zu unterrichten und die bekanntesten Meisterwerke dieser beiden Sprachen mit ihnen zu lesen. Sie würde also zurückgezogen, einfach und sparsam leben. Um den kleinlichen Haushaltsorgen auszuweichen, traf sie am Tage nach Diards Abreise mit einem Gastwirt eine Vereinbarung wegen der Lieferung des Essens. Ihre Kammerfrau genügte ihr zur Bedienung, und so stand sie wohl ohne Geld da, doch bis zur Rückkehr ihres Gatten mit allem versehen. Als einziges Vergnügen blieben ihr nur die Spaziergänge mit den Kindern. Sie war damals dreiunddreißig Jahre alt, und ihre reife Schönheit strahlte in vollem Glanze. Und so bildete auch, sobald sie sich nur zeigte, in Bordeaux die schöne Spanierin das Stadtgespräch. Als sie aber den ersten Liebesbrief empfangen hatte, ging sie nur noch in ihrem Garten

spazieren. Diard machte sich in dem Badeort zunächst ein Vermögen. Er verdiente in zwei Monaten dreihunderttausend Franken, dachte aber nicht daran, seiner Frau Geld zu schicken. Er wollte möglichst viel behalten, um immer noch sicher spielen zu können. Gegen Ende des letzten Monates kam in jenes Bad auch der Marquis von Montefiore. Der Ruf seines glänzenden Vermögens, seiner schönen Gestalt, seiner glücklichen Ehe mit einer vornehmen Engländerin und mehr noch seiner Leidenschaft für das Spiel war ihm vorangeeilt. Diard, sein ehemaliger Gefährte, wollte ihn erwarten, um die Beute, die er ihm abzunehmen gedachte, noch zu der andern häufen zu können. Ein Spieler mit einem Vermögen von ungefähr vierhunderttausend Franken ist immer in der Lage, dem Leben befehlen zu können; und Diard, voll Vertrauen in sein Glück, knüpfte die Bekanntschaft mit Montefiore wieder an; dieser empfing ihn kühl, doch sie spielten zusammen, und Diard verlor seinen ganzen Besitz.

»Mein lieber Montefiore,« sagte der ehemalige Quartiermeister, nach einem letzten Rundgang durch den Salon, in dem er sein Letztes verloren hatte. »Ich schulde Ihnen hunderttausend Franken, aber mein Geld ist in Bordeaux, wo ich meine Frau gelassen habe.«

Diard hatte wohl die hundert Banknoten in seiner Tasche, aber mit dem sicheren raschen Blick des Mannes, der gewöhnt ist, jedes Mittel zu benutzen, hoffte er immer noch auf die unberechenbaren Launen des Spiels. Montefiore hatte die Absicht geäußert, sich Bordeaux anzusehn; hätte Diard seine Schuld bezahlt, dann wäre ihm kein Geld mehr geblieben und keine Möglichkeit, Revanche zu nehmen. Eine Revanche bringt mitunter alle vorhergegangenen Verluste reichlich wieder ein. wie dem auch sei — die Erfüllung all dieser Hoffnungen hing von der Antwort des Marquis ab.

»Warte, mein Lieber,« sagte Montefiore, »wir wollen zusammen nach Bordeaux gehen. Im Vertrauen: ich bin heute reich genug, um nicht gerade einem alten Kameraden sein Geld abnehmen zu müssen.«

Drei Tage nachher. Diard und der Italiener waren in Bordeaux. Der eine bot dem andern Revanche an. Da, eines Abends, als Diard damit begonnen hatte, seine hunderttausend Franken zu bezahlen, verlor er zweihunderttausend auf Ehrenwort dazu. Der Provenzale war lustig wie ein Mann, der im Golde schwimmt. Eben hatte es elf Uhr geschlagen, der Himmel war herrlich klar, und Montefiore mußte ebensowohl wie Diard das Bedürfnis haben, ein

bißchen frische Luft zu schöpfen und sich dabei von der gehaltenen Aufregung zu erholen. So schlug Diard ihm vor, das Geld bei ihm abzuholen und dabei eine Tasse Tee zu trinken.

»Ja, aber — ! Frau Diard!« meinte Montefiore.

»Bah!« sagte der Provenzale.

Sie brachen zusammen auf; vorher aber trat Diard noch in den Speisesaal des Hauses, in dem er sich befand, und verlangte ein Glas Wasser. während man es ihm holte, ging er auf und ab und konnte dabei ungesehen eines der spitzen Obstmesser mit Elfenbeingriff einstecken, die noch offen herum lagen.

»Wo wohnst du!« fragte Montefiore im Hof, »ich will meinen Wagen zu dir bestellen.«

Diard gab seine Wohnung vollkommen richtig an.

»Versteh mich recht,« sagte Montefiore halblaut, indem er ihn unterfaßte, »solange ich mit dir bin, habe ich nichts zu fürchten, wenn ich aber allein zurückginge, und ein Gauner mir folgen wollte, so wäre es heute wohl der Mühe wert, mich umzubringen.«

»Wieviel hast du denn bei dir!«

»Hoh! Fast nichts,« sagte der mißtrauische Italiener, »nur meinen Gewinn. Doch wäre auch das für einen Verbrecher ein nettes Vermögen und würde ihm die

Möglichkeit geben, den Rest seiner Tage als ehrlicher Mann zu verbringen.«

Diard führte den Italiener durch eine verlassene Straße, dort wußte er ein Haus, das tief am Ende eines von hohen Mauern eingeschlossenen Laubganges lag. Als sie an diese Stelle kamen, hatte er die Kühnheit, Montefiore anzudeuten, er möge einen Augenblick vorangehen. Dieser verstand ihn sofort, wollte ihm aber Gesellschaft leisten. Sobald sie nun beide ins Dunkel getreten waren, warf Diard flink wie ein Tiger den Italiener mit einem Fußtritt in die Kniekehlen um, setzte ihm den Fuß fest auf die Gurgel und stieß ihm solange das Messer in das Herz, bis die Klinge abbrach. Dann durchsuchte er ihn, nahm ihm die Brieftasche, das Geld — alles. Obwohl Diard mit einer wütenden Hast, mit der Geschwindigkeit des erfahrensten Spitzbuben gearbeitet, obwohl er den Italiener sehr geschickt überrumpelt hatte, so war es Montefiore doch noch möglich gewesen, mit Heller und schneidender Stimme den Ruf »Mörder!« Hinauszugellen, der den Schläfern ringsum die Eingeweide herumgedreht haben mußte. Seine letzten Seufzer waren gräßliche Schreie. Diard wußte nicht, daß in dem Augenblick, wo beide in den Laubgang eingetreten waren, eine Gruppe von heimkehrenden Theaterbesuchern sich am oberen Eingang der Straße

befand. Diese Leute hörten das Röcheln des Sterbenden, trotzdem der Provenzale sich bemühte, die Stimme zu erstickten, indem er mit dem Fuß starker auf die Kehle drückte, bis nach und nach die Schreie verstummten. Die Leute kamen nun in die Richtung des Laubganges herbeigelaufen, dessen hohe Mauern die Schreie zurückwarfen und so genau den Ort des Verbrechens verrieten. Ihre Schritte dröhnten Diard ins Hirn, aber noch verlor er nicht den Kopf, verließ den Gang und trat in die Straße hinaus — ganz langsam, wie ein Neugieriger, der sich soeben davon überzeugt hat, daß jede Hilfe zu spät komme. Er wandte sich sogar noch, um den Abstand zu schätzen, der ihn von den Neugekommenen trennte und sah, wie sie sich alle in den Laubgang stürzten, mit Ausnahme eines Einzigen, der aus einem ganz natürlichen Spürsinn heraus stehen blieb, um Diard zu beobachten.

»Er ist's, er ist's!« heulten die Leute in dem Gang, als sie Montefiore auf dem Boden liegen und die Haustüre geschlossen fanden und nachdem sie alles abgesucht hatten, ohne den Mörder finden zu können.

Der Aufschrei war noch nicht verklungen, da fühlte Diard im Bewußtsein seines Vorsprungs die Energie des Löwen und die Spannkraft des Hirsches in sich und begann zu laufen, besser: zu fliegen. Am andern Ende der Straße sah er eine Menge Leute — oder

glaubte wenigstens sie zu sehen — und warf sich in eine Quergasse. Doch schon flogen alle Fenster auf, und in jedem erschienen Gesichter, aus jeder Türe kam Licht und Lärm, und Diard floh rasend geradeaus, durch das Lichter- und Stimmengewirr. Seine Beine trugen ihn schneller, als der Tumult sich fortpflanzte; dennoch konnte er sich nicht all den Blicken entziehen, die die Strecke seiner Flucht noch blitzesrascher überflogen, als er selbst sie durchmessen konnte. Bürger, Soldaten, Gendarmen — das ganze Viertel war im Nu auf den Beinen; einige Übereifrige weckten die Gerichtsbeamten, andere blieben bei dem Leichnam. Der Lärm flog dem Flihenden nach und schleppte wie eine Brandfackel hinter ihm her, der inneren Stadt zu. Diard glaubte sich in einem wüsten Traum, wie so rings um ihn her eine ganze Stadt heulte, rannte, schauderte. Aber er behielt seine Geistesgegenwart und wischte sich im Laufen die Hände an den Häuserwänden ab. Endlich erreichte er die Mauer, die seinen Garten umgab. Er glaubte, die Verfolger abgelenkt zu haben und sich in einem ganz verschwiegenen Winkel zu befinden, wo der Lärm aus der Stadt wie fernes Meeresrauschen verbrandete. Er schöpfte aus einem Rinnsal Wasser und trank es. Dann erblickte er einen Haufen Pflastersteine und versteckte darin seinen Schatz. Bei

allem gehorchte er einer der vagen Vorstellungen, wie sie die Verbrecher befällt, wenn ihnen die Fähigkeit fehlt, die Gesamtheit ihrer Handlungen zu überblicken, und sie nur noch dem Instinkte folgen, die Beweise ihrer Schuld aus der Welt zu schaffen. Dann bemühte er sich, eine friedliche Miene zu machen, versuchte zu lächeln und klopfte leise an seiner Haustüre, in der Hoffnung, es habe ihn niemand gesehen. Er hob die Augen und sah durch die Vorhänge das Licht der Nerze, die das Zimmer seiner Frau erhellte. In all seiner Verwirrung sah er seine Frau zwischen ihren Kindern sitzen, und dies Bild fuhr auf ihn nieder wie ein Hammerschlag. Die Kammerfrau öffnete die Türe, die Diard mit einem Fußtritt schloß. Er atmete auf; gleichzeitig aber kam ihm zum Bewußtsein, daß man ihm die Spuren der Hetzjagd anmerken müsse. Er trat in den Schatten und schickte das Mädchen zu Juana zurück. Er trocknete sich mit seinem Taschentuch das Gesicht ab und brachte seine Kleider in Ordnung wie ein Geck, der sich nochmals mit einigen Griffen von seiner Tadellosigkeit überzeugt, bevor er bei einer schönen Frau eintritt. Dann trat er in den Mondschein, um seine Hände zu besehen und das Gesicht zu befühlen; mit Freude stellte er fest, daß er keine Blutflecken an sich hatte. Immerhin brauchte er zu dieser

Verbrechertoilette einige Zeit. Endlich stieg er zu Juana hinauf, äußerlich ruhig und beherrscht, ganz wie ein Mann, der aus dem Theater kommt und sich zur Ruhe legen will. Auf der Treppe konnte er seine Lage überdenken und sie in zwei Worte zusammenfassen : Er mußte hinaus und den Hafen gewinnen. Dies dachte er nicht — es glühte ihm in feurigen Lettern aus den Schatten der Nacht entgegen. Einmal im Hafen würde er sich tagsüber verstecken, nachts zurück kommen, um seinen Schatz zu holen und sich endlich wie eine Ratte im tiefsten Kielraum eines Schiffes verbergen und ab reisen, ohne daß irgend jemand ahnte, daß er an Bord sei. Dazu brauchte es vor allem Geld, und er hatte nichts. Die Kammerfrau kam, um ihm zu leuchten.

»Felicie,« sagte er ihr, »hören Sie nicht den Lärm in der Straße und das Schreien! Sehen Sie doch nach, was es ist, und sagen Sie mir's dann.« —

Seine Frau saß in ihrem weißen Nachtgewand und las Francesco und Juan aus einer spanischen Cervantes-Ausgabe vor, während die Knaben den Text im Buche mitlasen. Nun hielten alle drei ein und blickten auf Diard. Der stand da, die Hände in den Taschen, erstaunt, sich mitten in die Ruhe dieses Bildes gestellt zu sehen, zwischen diese Frau mit ihren beiden Kindern, über deren Gesichtern es lag

wie ein sanftes Leuchten.

»Juana, ich habe dir etwas zu sagen.«

»Was gibt's!« fragte sie zurück und erriet unter der gelben Blässe ihres Mannes das Unglück, das sie jeden Tag erwartet hatte.

»Es ist nichts, aber ich möchte mit dir sprechen . . . mit dir . . . allein,« dies mit einem Seitenblick auf die beiden Kinder.

»Meine lieben Kleinen, geht in euer Zimmer und legt euch schlafen,« sagte Juana, »betet heute ohne mich.«

Die beiden Knaben, gut erzogen, gehorchten schweigend und ohne ein Zeichen von Neugier.

»Meine liebe Juana,« begann Diard mit einschmeichelnder Stimme, »ich habe dir wohl recht wenig Geld dagelassen und bereue das nun sehr. Hör zu, solltest du nicht von der Summe, die ich dir zur Bestreitung deines Haushalts daließ, nach Frauenart eine Kleinigkeit beiseite gelegt haben!«

»Nein,« antwortete Juana, »ich habe nichts. Sie hatten nicht mit den Erziehungskosten für die Kinder gerechnet. Das soll kein Vorwurf sein, mein Freund, ich erwähne es nur, um meinen Geldmangel zu erklären. Alles, was Sie mir daließen, ging für die Bezahlung der Lehrer auf und . . .«

»Genug,« unterbrach sie Diard ungeduldig; »zum Teufel, die Zeit ist kostbar. Haben Sie keinen Schmuck!«

»Sie wissen wohl, daß ich nie welchen getragen habe.«

»So ist also nicht ein Pfennig im Haus!« schrie Diard wütend.

»Warum schreien Sie!« sagte sie.

»Juana, ich habe einen Menschen getötet!«

Juana war mit einem Satz beim Kinderzimmer, schloß alle Türen und kam zurück.

»Daß nur die Kinder nichts hören,« sagte sie. »Mit wem konnten Sie sich nur schlagen!«

»Mit Montefiore,« antwortete er.

»Oh,« sagte sie mit einem Seufzer, »das ist der einzige Mensch, den zu töten Sie ein Recht hatten . . .«

»Es waren Gründe genug dafür da, daß er von meiner Hand sterben mußte. Geld, Geld, Geld! Herrgott! Man kann mich verfolgt haben. Wir haben uns nicht geschlagen, ich habe ihn umgebracht.«

»Umgebracht!« schrie sie auf, »wie das!«

»Wie es eben geht! Er hatte mir im Spiel mein ganzes Vermögen abgenommen, und ich habe mir's wiedergeholt. Juana, du solltest wirklich, solange

noch alles ruhig ist, hin gehen und mein Geld holen, da wir doch sonst keins haben; unter dem Steinhaufen, du weißt ja, am Ende der Straße.«

»So, Sie haben ihn beraubt,« sagte Juana.

»Was macht dir das aus! Muß ich denn nicht fort, und hast du vielleicht Geld! Man ist mir auf der Spur.«

»Wer!«

»Das Gericht.«

Juana ging hinaus und kam sofort zurück.

»Da!« sagte sie und hielt ihm aus der Entfernung ein Schmuckstück hin. »Das ist das Kreuz der Donna Lagounia die vier Rubinen darin sind sehr wertvoll, hat man mir gesagt. Auf, gehen Sie! Gehen Sie! So gehen Sie doch!«

»Felicie kommt nicht zurück,« meinte er verblüfft; »sollte man sie verhaftet haben !«

Juana legte das Kreuz auf den Tisch nieder und stürzte zu den Fenstern, die auf die Straße gingen. Im Mondlicht sah sie, wie sich Soldaten ganz leise den Mauern entlang aufstellten. Sie kam zurück.

»Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; Sie müssen durch den Garten fliehen. Da ist der Schlüssel zur kleinen Tür.«

Ein Rest von Besinnung ließ sie noch einen Blick

in den Garten werfen. Da blinkten aus den Schatten der Bäume die Lichtreflexe auf den betäubten Hüten der Gendarmen. Sogar das ferne Lärmen der Menge drang bis zu ihr, die aus Neugier zusammengelaufen war, doch von den Schildwachen in den verschiedenen Gassen zurückgehalten wurde. Diard war auf seiner Flucht von den Leuten an den Fenstern erkannt worden; auf deren Angaben und auf die seiner Dienstmagd hin, welche man erst eingeschüchtert, dann verhaftet hatte, hatten Truppen und die Menge die beiden Straßen gesperrt, an deren Schnittpunkt das Haus lag. Ein Dutzend Gendarmen, die vom Dienst im Theater zurückkamen, hatten das Haus umzingelt, andere kletterten über die Mauer und suchten den Garten ab, wozu sie berechtigt waren, da das Verbrechen offensichtlich war.

»Mein Herr,« sagte Juana. »Sie können nicht mehr hinaus; die ganze Stadt ist auf den Beinen.«

Diard rannte zu den Fenstern, in dem tollen Drang des ein gesperrten Vogels, der in jeder Lichtquelle die Freiheit sieht und sich daran verflattert. Er lief alle Ausgänge ab, Juana blieb nachdenklich stehen.

»Wo kann ich mich verstecken!« sagte er.

Er warf seinen Blick auf den Kamin, Juana sah auf die bei den leeren Sessel nieder. Seit einem

Augenblick war es ihr, als seien ihre Kinder da. In diesem Moment öffnete sich die Straßentür, und der Lärm vieler Schritte hallte im Hofe wider.

»Juana, meine liebe Juana! Ich bitte dich, rate mir, hilf mir doch!«

»Ich will dir raten«, sagte sie, »und dich retten.«

»Oh, du bist mein Schutzengel.«

Juana kam wieder, hielt Diard eine seiner Pistolen hin und wandte den Kopf ab. Diard nahm die Waffe nicht. Juana horchte auf den Lärm im Hofe, wo man eben den Leichnam des Marquis niedersetzte, um den Mörder mit ihm zu konfrontieren. Sie blickte um und sah Diard bleich und schlotternd. Er schien einer Ohnmacht nahe und wollte sich setzen.

Sie druckte ihm die Waffe in die Hand: »Deine Kinder bitten dich darum!«

»Aber, aber, meine liebe Juana, meine kleine Juana, glaubst du denn wirklich, daß . . . Juana, eilt denn das so! Ich möchte dich küssen . . .«

Die Gendarmen stiegen die Treppe herauf. Da nahm Juana die Pistole, zielte auf Diard, hielt ihn trotz seines Sträubens an der Kehle fest, jagte ihm eine Kugel durch den Kopf und warf die Waffe zu Boden.

In diesem Augenblick wurde die Türe heftig geöffnet, der Staatsanwalt trat ein, gefolgt vom

Untersuchungsrichter, einem Arzt, einem Schreiber, den Schutzleuten. Kurz: der ganze Apparat der irdischen Gerechtigkeit.

»Was wollen Sie!« fragte Juana.

»Ist das da Herr Diard!« fragte der Staatsanwalt zurück und zeigte auf den verkrümmten Leichnam.

»Ja, mein Herr.«

»Ihr Kleid ist voll Blut, Madame.«

»Verstehen Sie nicht, warum!« sagte Juana. Sie ging zu dem kleinen Tisch, setzte sich, nahm den Cervantesband und verharrte in bleicher Erregung, die sie zu meistern suchte.

» Geht,« sagte der Beamte zu den Schutzleuten. Dann gab er dem Untersuchungsrichter und dem Arzt ein Zeichen, zu bleiben.

»Madame, wenn es so ist, dann können wir Sie zum Tode Ihres Gemahls nur beglückwünschen. So ist er wenigstens, wenn ihn schon die Leidenschaft auf Abwege gebracht hat, als Soldat gestorben und hat uns das Eingreifen erspart. Aber so gerne wir Sie auch in einer solchen Stunde sich selbst überlassen wollten — das Gesetz zwingt uns, jeden gewaltsamen Tod zu bescheinigen; gestatten Sie, daß wir unsere Pflicht tun.«

»Darf ich mich umziehen gehen!« fragte Juana und

legte das Buch nieder.

»Ja, Madame. Aber das Kleid wollen Sie uns zurückbringen; der Arzt wird es zweifellos brauchen . . .«

»Es würde für die Gnädige zu qualvoll sein, bei meiner Arbeit zugegen bleiben zu müssen,« sagte der Arzt, der den Verdacht des Beamten erfaßte. »Ich bitte, meine Herren, gestatten Sie ihr, im Nebenzimmer zu bleiben.«

Die Beamten stimmten dem barmherzigen Arzt bei, und Félicie ging hinaus, um ihrer Herrin behilflich zu sein. Der Richter und der Staatsanwalt begannen leise miteinander zu sprechen. Es ist der unglückliche Beruf dieser Beamten, alles zu verdächtigen und allem nachzuspüren. Fort und fort böse Absichten vorauszusetzen und sie zu verstehen suchen, um bis zu den Wahrheiten vorzudringen, die unter den gegensätzlichsten Handlungen versteckt liegen: ist es anders möglich, als daß die Ausübung dieser furchtbaren Würde auf die Dauer der Zeit in den Leuten selbst den Quell all der edleren Gefühle zum Versiegen bringt, die sie fortwährend anzweifeln müssen !

Wenn die Sinne des Chirurgen, der den Geheimnissen des Leibes nachgeht, sich schließlich

abstumpfen, was soll dann aus dem Gewissen des Richters werden, der andauernd alle Seelenwinkel durchleuchten muß. Sie selbst sind die ersten Opfer ihrer Pflicht, gehen ihren weg in Trauer um die verlorenen Illusionen, und das Verbrechen drückt sie selbst nicht weniger schwer als die Verbrecher. Ein Greis auf dem Richterstuhle ist ehrwürdig, aber ist es nicht erschütternd, einen jungen Mann dort zu sehen! Dieser Untersuchungsrichter nun war jung, und doch fühlte er sich verpflichtet, den Staatsanwalt zu fragen:

»Glauben Sie, daß die Frau mitschuldig ist! Soll man sie unter Anklage stellen! Und meinen Sie, daß ich sie verhören soll!«

Der Staatsanwalt hatte als Antwort darauf nur ein gleich gültiges Achselzucken.

»Montefiore und Diard«, meinte er noch, »waren zwei bekannte Gauner, die Kammerfrau wußte nichts von dem Verbrechen; lassen wir's dabei.«

Der Arzt untersuchte Diard und gab seinen Befund zu Protokoll. Plötzlich unterbrach er sich und ging an Juanas Zimmertüre.

»Madame . . .«

Juana hatte bereits ihr blutbeflecktes Kleid abgelegt und kam dem Doktor entgegen. Er beugte sich zu dem Ohr der Spanierin und fragte:

»Sie selbst haben Ihren Gatten erschossen!«

»Ja, mein Herr!«

» . . . und nach alledem«, fuhr der Arzt in seinem Diktat fort, »kommen wir zu dem Schlusse, daß Diard sich freiwillig und eigenhändig das Leben genommen hat. Sind Sie fertig! « fragte er den Schreiber nach einer Pause.

»Ja,« erwiderte dieser.

Der Arzt unterschrieb; Juana warf ihm einen Blick zu und hielt nur mit Mühe die aufsteigenden Tränen zurück.

»Meine Herren,« sagte sie zum Staatsanwalt, »ich bin Ausländerin, Spanierin. Ich kenne die Gesetze nicht, ich kenne niemanden in Bordeaux. Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit: Verschaffen Sie mir einen Paß nach Spanien.«

»Einen Augenblick,« rief der Untersuchungsrichter dazwischen. »Madame, was ist aus der Summe geworden, die man dem Marquis de Montefiore geraubt hat!«

»Herr Diard«, antwortete sie, »hat mir ganz flüchtig von einem Steinhaufen gesprochen, unter dem er sie versteckt haben will.«

»Wo!«

»Auf der Straße.«

Die beiden Beamten blickten sich an.

Juana konnte eine stolze Geste nicht unterdrücken, rief den Arzt zu sich heran und sagte ihm ins Ohr:

»Will man denn mich eines Verbrechens verdächtigen! Der Steinhaufen muß am Ende meines Gartens liegen. Gehen Sie selbst, ich bitte Sie, sehen Sie nach, suchen Sie und schaffen Sie das Geld zur Stelle.«

Der Arzt ging hinaus, nahm den Untersuchungsrichter mit sich, und sie fanden tatsächlich Montefiores Briefftasche.

Am übernächsten Tage verkaufte Juana ihr goldenes Kreuz, um die Reisekosten decken zu können. Als sie mit ihren beiden Kindern zu dem Postwagen ging, der sie an die spanische Grenze bringen sollte, wurde sie auf der Straße angerufen. Ihre Mutter wurde sterbend ins Spital gebracht und hatte durch die Vorhänge der Sanfte, in der sie lag, ihre Tochter erkannt. Juana ließ die Sänfte in einen Torweg bringen, und da fand das letzte Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter statt. Obwohl sie beide leise sprachen, konnte Juan doch die Abschiedsworte verstehen:

»Stirb in Frieden, Mutter, ich habe für euch alle gelitten.«

– E n d e –

»Lebwohl!«

Herr Zentrumsdeputierter, vorwärts! Jetzt heißt's Beine machen, wenn wir uns noch mit den andern zu Tische setzen wollen. Hoch das Bein! Hopp, Marquis! So . . . schön! Sie nehmen die Gräben wie ein Hirsch!«

Die Worte kamen von einem Jäger, der, am Rande des Waldes von l'Isle-Adam lässig hingelagert, die letzten Züge aus einer Havanna tat und auf seinen Gefährten wartete, der offen bar schon lange im Dickicht herumgeirrt war. An seiner Seite lagen vier keuchende Hunde und blickten gleich ihm dem Angeredeten entgegen. Um den Spott, der in den Zurufen gelegen, richtig zu verstehen, muß man wissen, daß der verspätete Jäger ein kleiner dicker Mann war, dessen Bauch einem Minister Ehre gemacht haben würde. Nur mit Mühe arbeitete er sich durch Furchen und Stoppeln des kürzlich abgeernteten Ackers, und die Sonne, die ihm gerade ins Gesicht schien, entlockte ihm große Schweißtropfen. In seinem Bemühen, das Gleichgewicht zu halten,

schwankte er bald vor, bald zurück, wie ein Wagen auf holperigen Wegen.

Es war einer der Septembertage, deren Glut den Trauben die letzte Reife gibt. Das Wetter verkündete Sturm. Wenngleich einige mächtige schwarze Wolken am Horizont noch von weiten Flächen Himmelsbläue unterbrochen waren, so eilten doch von Westen her unzählige helle Wölkchen und überspannten den Himmel mit einem leichten grauen Schleier. Der Wind, der nur in den oberen Regionen spielte, drückt e die schwüle Erdatmosphäre tiefer herab. Das Tal, durch das der Jäger schritt, war von hohen Hügeln umgeben, die dem Luftzug wehrten; es war heiß wie ein Backofen. Der glühende stumme Wald schien Durst zu haben. Vögel und Insekten schwiegen, und die Baumwipfel rührten sich kaum. wer sich noch des Sommers von 1819 erinnert, wird Mitleid haben mit dem armen Beamten, der Blut und Wasser schwitzte, um zu seinem boshafte Kameraden zu gelangen. Der hatte inzwischen, behaglich rauchend, festgestellt, daß es nach dem Stand der Sonne etwa fünf Uhr sein mußte.

»Zum Teufel, wo eigentlich sind wir!« fragte der dicke Jäger, sich die Stirne trocknend und sich dem andern gegenüber an einen Feldbaum lehnend; er fühlte nicht mehr die Kraft, den breiten Graben zu

überspringen, der sie noch voneinander trennte.

»Und von wem wollen Sie das wissen!« erwiderte lachend der andere und schmiegte sich ins hohe, gelbe Kraut, das den Hang deckte. Er warf den Zigarrenstummel in den Graben. »Ich schwöre beim heiligen Hubertus,« sagte er, »daß ich mich nie wieder dazu hergebe, mich mit einer Beamtenseele in unbekanntes Land zu wagen, sei es auch, wie hier in diesem Falle, ein alter Schulkamerad, mein lieber d'Albon!«

»Aber Philipp, können Sie denn kein Französisch mehr! Sie haben wohl Ihren Verstand in Sibirien gelassen!« entgegnete der Dicke, mit einem komisch schmerzvollen Blick auf einen Wegweiser zeigend, der hundert Schritte weiter stand.

»Ich verstehe!« erwiderte Philipp, ergriff sein Gewehr, er hob sich, sprang mit einem Satz über den Graben und rannte zum Wegweiser. — »Hierher, d'Albon, hierher! Halb links!« rief er dem andern zu und wies mit der Hand auf eine breite gepflasterte Straße. »Von Baillet nach l'Isle-Adam!« fuhr er fort; »wir finden also in dieser Richtung den Weg nach Cassan, der ja von der Straße nach l'Isle-Adam abzweigen muß.«

»Richtig, mein Herr Oberst,« sagte d'Albon und

setzte die Mütze wieder auf, mit der er sich Kühlung zugefächelt hatte.

»Vorwärts also, verehrter Herr Rat,« erwiderte der Oberst; und er pfiß den Hunden, die ihm schon besser zu gehorchen schienen als dem Rat, dem sie gehörten. »wissen Sie auch, Herr Marquis,« fuhr der Spötter fort, »daß wir noch mehr als zwei Meilen vor uns haben! Das Dorf dort in der Ferne dürfte Baillet sein.«

»Großer Gott!« rief der Marquis d'Albon, »gehen Sie meinethalben nach Cassan, wenn Ihnen das angenehm erscheint, aber bitte allein! Ich ziehe vor, trotz des nahenden Unwetters hier auf ein Pferd zu warten, das Sie mir vom Schloß schicken werden. Sie haben mich hereingelegt, Sucey, wir wollten eine nette kleine Jagdpartie machen, nicht weiter, als ich die Gegend kenne, auf dem Boden von Cassan. Puh! Anstatt uns zu vergnügen, haben Sie mich seit vier Uhr morgens wie einen Windhund herumgehetzt, und als einziges Frühstück gab's zwei Tassen Milch. Ha! Sollten Sie jemals einen Prozeß haben, so werde ich Sorge tragen, daß Sie ihn verlieren — und wenn Sie hundertmal Recht hätten!«

Der entmutigte Jägersmann setzte sich auf einen der Grenzsteine zu Füßen des Wegweisers, legte das Gewehr und die Jagdtasche beiseite und stieß einen

tiefen Seufzer aus.

»Frankreich! Das sind deine Deputierten!« rief lachend der Oberst de Sucey. »Ach, mein armer d'Albon, wären Sie wie ich sechs Jahre im innersten Sibirien gewesen . . . «

Er vollendete nicht, sondern erhob die Augen zum Himmel, als seien die überstandenen Leiden ein Geheimnis zwischen ihm und dem dort droben. »Vorwärts, auf!« fügte er hinzu. »wenn Sie sitzen bleiben, sind Sie verloren.«

»Was wollen Sie, Philipp! Das ist so eine alte Gewohnheit bei einem Beamten. Auf Ehre, ich bin zu Tode erschöpft! wenn ich wenigstens einen Hasen geschossen hätte!«

Die beiden Jäger bildeten einen seltsamen Gegensatz. Der Beamte war zweiundvierzig Jahre alt und sah nicht alter aus als dreißig, während der Militär, der dreißig zählte, mindestens wie vierzig aussah. Alle beide trugen eine rote Rosette, das Abzeichen der Offiziere der Ehrenlegion. Ein paar Haarsträhnen, schwarz und weiß wie die Schwingen einer Elster, quollen unter der Mütze des Obersten hervor; schöne blonde Locken schmückten die Schläfen des Magistratsbeamten. Der eine war hoch gewachsen, hager, sehnig, und die Furchen in seinem

bleichen Antlitz sprachen von furchtbaren Leidenschaften oder schrecklichen Leiden; der andere hatte ein Gesicht, das vor Gesundheit strahlte und mit seinem freundlichen Lächeln eines Epikuräers würdig war. Alle beide waren stark von der Sonne gebräunt, und ihre langen gelben Ledergamaschen trugen die Spuren aller der Gräben und Sümpfe, die sie durchquert hatten.

»Vorwärts, auf!« wiederholte de Sucy. »Noch eine kleine Stunde Wegs, und wir sitzen in Cassan vor einer guten Tafel.«

»Sie können nie geliebt haben,« erwiderte der Rat mit kläglich komischer Miene, »Sie sind ebenso unerbittlich wie der Paragraph 304 des Strafgesetzbuches!«

Philipp de Sucy erbebte; seine breite Stirn runzelte sich; sein Antlitz wurde düster wie der Himmel über ihnen. Bitterstes Erinnern furchte seine Füge, aber er weinte nicht. Er hatte die Gabe der Starken, seine Gefühle in der Tiefe des Herzens zu verschließen, und empfand wohl, wie alle edlen Seelen, eine gewisse Scham, seine Schmerzen zu enthüllen, deren Tiefe Menschen Worte nicht erschöpfen können, und die bei den Verständnislosen doch nur Spott ernten würden.

Herr d'Albon hatte eine zartfühlende Seele; er erriet,

daß er dem andern mit seiner ungeschickten Bemerkung weh getan. Er achtete das Schweigen des Freundes, erhob sich, vergaß seine Müdigkeit und folgte ihm stumm, voller Kummer, eine Wunde berührt zu haben, die offenbar noch nicht vernarbt war.

»Mein Freund,« sagte Philipp mit einem Händedruck und dankte ihm seine stumme Reue mit einem wehen Blick, »eines Tages werde ich dir mein Leben erzählen. Heute könnte ich es noch nicht.«

Schweigend gingen sie weiter. Als aber der Nummer des Obersten verschwunden zu sein schien, erinnerte sich der Rat an seine Müdigkeit; und mit dem Instinkt oder vielmehr mit der Zähigkeit des Erschöpften durchspähte sein Blick alle Waldes tiefen, befragte die Baumwipfel und Waldpfade, in der Hoffnung, irgendwo einen gastlichen Schlupfwinkel zu finden. Als sie an einen Kreuzweg kamen, glaubte er zwischen den Bäumen einen schwachen Rauch aufsteigen zu sehen. Er blieb stehen, blickte aufmerksam hin und erkannte mitten im Dickicht die grünen und düstern Zweige einiger Fichten.

»Ein Haus! Ein Haus!« rief er mit dem Entzücken, mit dem ein Schiffer »Land! Land!« schreit.

Dann drängte er sich hastig durch das dichte Gestrüpp. Der Oberst, der in tiefe Träumerei

versunken war, folgte ihm mechanisch.

»Lieber hier einen Eierkuchen, Schwarzbrot und einen Stuhl, als in Cassan ein Sofa, Trüffeln und Ungarwein!« Diese Worte waren der enthusiastische Ausruf des Herrn Rat, als er in der Ferne eine Mauer erblickte, deren weiße Farbe gegen die braunen Waldstämme grell abstach. »Ah! Das scheint eine alte Abtei zu sein,« rief er dann, als er vor einem alten rostigen Tore angekommen war, das einen Durchblick auf einen ausgedehnten Park und ein Gebäude gewährte, dessen Bauart auf ein Kloster schließen ließ. — »wie diese Mönche sich ihren Platz auszuwählen wußten!«

Den neuen Ausruf entlockte dem Beamten die liebliche Einsiedelei, die sich seinen Blicken bot. Das Haus lag auf halber Höhe des Berghangs, dessen Gipfel das Dorf Nerville einnahm. Die hohen, hundertjährigen Laichen des Forstes, der diese Behausung in ungeheurem Kreis umschloß, schufen hier wirklich eine Einsiedelei. Das Hauptgebäude, das ehemals die Wohnräume der Mönche enthielt, lag nach Süden. Der Park umfaßte etwa hundertzwanzig Ar. Neben dem Hause breitete sich eine grüne, von klaren Büchlein anmutig durchzogene Wiese. Hie und da erhoben allerlei Laubbäume ihre schlanken Gestalten. Geschickt verteilte Grotten und breite

Terrassen mit verfallenen Treppen und verrosteten Gittern gaben der Einsiedelei ein eigenartiges Gepräge. Hier hatte die Kunst es verstanden, sich mit der Natur zu einem malerischen Ganzen zu verbinden. Es war, als müßten unter diesen Bäumen, die gleicherweise den Außentönen und den Sonnengluten wehrten, alle weltlichen Gedanken und Leidenschaften ersterben.

»Welche Wildnis!« dachte d'Albon, dem die düsteren Ruinen vorkamen, als lägen sie im Banne eines Fluches. Es war wie ein Trauerort, aus dem die Menschen fortgewandert waren. Allenthalben hatte der Efeu seine feinen Arme ausgestreckt, seinen üppigen Mantel gebreitet. Braune und grüne, gelbe und rostrote Moose überzogen Bäume und Bänke, Dächer und Höfe mit leuchtenden Farben. Die wurmzerfressenen Fenster waren von Regen und Alter gequollen und verkrümmt, die Balcone geborsten, die Terrassen zerfallen. Vereinzelte Fensterladen hingen nur noch in einer ihrer Angeln. Die lockeren Türflügel boten gewiß keinem Angriff mehr Trotz. Die Äste der verwahrlosten Obstbäume trugen keine Frucht, nur glänzende Laubmengen. In den Alleen wuchs hohes Gras. Diese Zeichen des Verfalls gaben dem Landschaftsbild etwas reizvoll Poetisches, der Seele des Beschauers seltsame Träumereien. Ein Dichter

wäre beim Anblick solch harmonischer Verwirrung, solch lieblichen Hinsterbens in tiefe Schwermut versunken. Eben jetzt durchbrachen ein paar Sonnenstrahlen die Wolkenmassen und tauchten die Wildnis in tausend Farben; die braunen Ziegel erglänzten; die Moose leuchteten ;auf den Grasplätzen und unter den Bäumen bewegten sich phantastische Schatten; erloschene Farben flammten wieder auf; überall zeigten sich reizvolle Gegensätze, und das Laub zeichnete sich hell gegen den Himmel ab. Plötzlich erlosch das Licht. Die Landschaft, die so beredt gewesen war, verstummte und verdüsterte sich, wurde still wie der sanfteste Herbstabend.

»Dornröschens Schloß im schlafenden Walde,« sagte der Beamte bei sich, der den schönen Besitz mit begehrlchen Augen betrachtete. »wem mag es nur gehören! wie dumm, einen so prächtigen Landsitz nicht zu bewohnen!«

Im nämlichen Augenblick trat aus dem Schatten eines Nußbaums, der rechts hinterm Tore stand, ein Weib und glitt schnell und lautlos vorüber, wie ein Wölkchen durchs Wasser. Diese Erscheinung verblüffte ihn vollends.

»Nun, was ist, d'Albon!« fragte Herr de Sucey.

»Ich reibe mir die Augen, weil ich nicht weiß, ob

ich schlafe oder wache,« erwiderte der Beamte und lehnte sich übers Gitter, um der Erscheinung nachzuspähen. »wahrscheinlich ist sie dort unter dem Feigenbaum,« sagte er zu Philipp und wies auf einen Baum, der links vom Tor die Mauer überragte.

»Wer, sie?«

»Ja, kann ich's wissen!« entgegnete d'Albon. »Davon vor mir,« fuhr er leise fort, »trat plötzlich ein Weib heraus. Sie schien mir eher ein Schatten als ein Mensch zu sein. Sie ist so schlank, so leicht, so duftig, als sei sie durchsichtig. Ihr Antlitz ist weiß wie Milch. Ihr Kleid, ihr Haar, ihre Augen sind schwarz. Im Vorbeigehen sah sie mich an; ich bin nicht furchtsam, aber ihr unbeweglicher kalter Blick ließ mir das Blut in den Adern erstarren.«

»Ist sie hübsch!« fragte Philipp.

»Ich weiß nicht. Ich habe nur die Augen gesehen.«

»So mag das Diner in Cassan zum Teufel gehn!« rief der Oberst, »bleiben wir hier! Ich habe ein kindisches Verlangen, mir diese Einsiedelei näher zu besehen. Sieh nur die roten Fensterrahmen; auch die Türpfosten und Fensterladen haben rote Zeichen. Sieht es nicht aus, wie das Haus des Teufels! Vielleicht hat er es von den Mönchen geerbt. Los! Laufen wir der schwarz-weißen Dame nach! Vorwärts!« rief

Philipp mit erzwungener Heiterkeit.

Da hörten die zwei Jäger einen Schrei, gleich dem einer Maus, die in eine Falle geraten ist. Sie lauschten. Der Wind raschelte im Laub; es klang wie wellenmurmeln. wie sehr sie aber ihre Ohren anstrebten — die Erde blieb stumm und hütete den Schritt der geheimnisvollen Unbekannten.

»Höchst seltsam!« rief Philipp und schritt an der Parkmauer hin.

Die beiden Freunde erreichten bald einen Waldweg, der auf das Dorf Chauvry hinzuführen schien. Nachdem sie diesen weg bis zur Pariser Landstraße verfolgt hatten, sahen sie sich vor einem großen Tore und erblickten nun die Hauptfront der geheimnisvollen Behausung. Hier war der Verfall ein vollständiger. Ungeheure Risse durchfurchten die Mauern des Bauwerks, dessen drei Flügel rechtwinklig zueinanderstanden. Trümmer von Ziegeln und Schieferplatten bedeckten den Boden, und die beschädigten Dächer zeugten von völliger Vernachlässigung. Faulende Früchte lagen unter den Bäumen. Auf dem Rasen weidete eine Kuh und zerstampfte die Blumenrabatten, während eine Ziege vom Rebstock Ranken und grüne Beeren pflückte.

»Hier ist alles Harmonie und im Verfall noch voller

Anmut,« sagte der Oberst und zog an einem Glockenstrang; doch die Glocke war ohne Klöppel. Die beiden Jäger vernahmen nur das Vibrieren des rostigen Drahtes. Die kleine verwitterte Tür, die sich neben dem Portal in der Mauer befand, leistete den Anstrengungen Philipps hartnäckigen Widerstand.

»Wahrhaftig, es wird immer merkwürdiger,« sagte er zu seinem Gefährten.

»Wenn ich nicht Magistratsbeamter wäre, würde ich die schwarze Frau für eine Hexe halten,« sagte Herr d'Albon.

Kaum hatte er geendet, als die Kuh zum Tore kam und ihnen das heiße Maul entgegenstreckte, als habe sie ein Bedürfnis nach menschlicher Gesellschaft; sie wurde aber von einem Weibe — wenn man dem unbeschreiblichen Wesen, das hinter einem Busch hervortrat, diesen Namen beilegen kann — an einem Strick zurückgezogen. Dies Weib trug um den Kopf ein rotes Tuch, dem Bündel blonder Haare entquollen, wie die Hede dem Rocken. Sie trug kein Busentuch. An grober, schwarz und grau gestreifter Wollrock, der viele Zoll zu kurz war, ließ ihre Beine sehen. Man konnte meinen, sie gehöre zu jenen Rot häuten, die Cooper so populär gemacht hat, so ziegelrot waren Arme, Beine und Nacken. Kein Strahl von Verstand

zeigte sich auf ihrem flachen Gesicht. Ihre blaugrauen Augen waren ohne Blick und Glut. Vereinzelt weiße Haare ersetzten die Augenbrauen. Ihr verzerrter Mund legte die unregelmäßigen Zähne bloß, die jedoch weiß waren wie die eines Hundes.

»Heda! Frau!« rief de Sucey.

Sie näherte sich langsam dem Tor und betrachtete die beiden Jäger mit nichtssagenden Blicken; ein peinliches starres Grinsen lag um ihren Mund.

»Wo sind wir! was ist das für ein Haus! wem gehört es! Wer seid Ihr! Gehört Ihr hierher!«

Auf diese und viele andere Fragen, die die beiden Freunde an sie richteten, antwortete sie nur mit grunzenden Kehllauten, die eher aus dem Munde des Tieres als des Weibes zu kommen schienen.

»Sehen Sie nicht, daß sie taubstumm ist!« sagte der Beamte.

»Barmherzige Bruder!« rief die Bäuerin.

»Ah, sie hat Recht. Dies könnte gut das ehemalige Kloster der Barmherzigen Bruder sein,« sagte Herr d'Albon.

Die Fragen begannen von neuem. Die Bäuerin aber tat wie ein eigensinniges Kind. Sie errötete, spielte mit ihrem Holzpantoffel, drehte den Strick der Kuh — die übrigens wieder weidete — in der Hand und prüfte

mit blöden Blicken den Anzug der Jäger. Sie knurrte, kläffte und gluckste, aber sie sprach nicht.

»Dein Name!« fragte Philipp und sah sie mit hypnotisierenden Blicken an.

»Genoveva,« sagte sie mit kindischem Lachen.

»Bis jetzt ist die Kuh das intelligenteste der Geschöpfe, denen wir hier begegnet sind,« rief der Beamte. »Ich will einen Schuß abgeben, damit Leute kommen.«

Aber gerade, als d'Albon nach der Waffe griff, hielt der Oberst ihn zurück und wies mit der Hand auf die Unbekannte, die ihre Neugier so sehr geweckt hatte. Die Frau schien in tiefe Gedanken versunken; sie näherte sich langsamen Schrittes durch eine entfernte Allee, so daß die Freunde Muße hatten, sie zu betrachten. Sie trug ein abgetragenes schwarzes Seidenkleid. Ihr langes Haar fiel in zahlreichen Locken in die Stirne, auf die Schultern und bis herab zu den Hüften; es ersetzte gewissermaßen einen Schal. Sie schien an diesen Zustand so gewöhnt, daß sie nur selten das Haar aus den Schläfen strich, dann aber warf sie jedes mal heftig den Kopf zurück, so daß diese eine Bewegung Stirn oder Augen von dem dichten Schleier befreite. Ihre Gesten hatten jene Zielsicherheit, wie wir sie an Tieren kennen, die aber

bei einem Weibe höchst verwunderlich waren. Die beiden Jäger sahen erstaunt, wie sie sich in einen Apfelbaum schwang und dort leicht wie ein Vögelchen niederkauerte. Sie pflückte ein paar Apfel, verzehrte sie und ließ sich dann mit der Anmut eines Eichhörnchens zur Erde fallen. Ihre Glieder hatten eine Spannkraft, die allen ihren Bewegungen den Anschein spielender Leichtigkeit verlieh. Sie warf sich auf den Rasen, wälzte sich darin wie ein Kind; dann, plötzlich, streckte sie alle Viere von sich und lag im Grase hingestreckt, faul und anmutig wie ein schlafendes Kätzchen in der Sonne. Ein fernes Donnerrollen ließ sie aufschrecken; sie stützte sich auf Hände und Füße und lauschte, wie ein Hund, der fremde Schritte hört. In dieser bizarren Stellung fiel ihr schwarzes Haar in zwei dicken Bündeln zu beiden Seiten des Kopfes nieder und gestattete den beiden Zeugen dieses eigenartigen Schauspiels einen Blick auf die herrlich zarten Schultern, deren weiße Haut erstrahlte wie das Tausendschön im wiesengrün. Die edle Form des Halses war entzückend. Es war leicht zu sehen, daß dieses Weib wundervoll gewachsen war. Sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus und sprang auf die Füße. Ihre Bewegungen folgten einander so leicht und anmutig, als wäre dies Wesen kein Menschenkind, sondern eine Elfengestalt, wie sie

Ossian in seinen Dichtungen verherrlicht hat. Sie ging zu einem Wasserbecken, schleuderte mit zierlichem Schwung den Schuh vom Fuß und vergnügte sich damit, den schneeigen Alabaster ihres Beines ins Wasser zu tauchen und die plätschernden Wellen zu beobachten. Dann kniete sie am Rande des Beckens nieder und tauchte in kindischer Lust die langen Locken ins Wasser, um sie dann schnell herauszuziehen und zuzusehen, wie die schweren Tropfen im Glanz der Sonnenstrahlen gleich einer Perlenkette niederrannen.

»Sie ist wahnsinnig!« rief der Rat.

Genoveva stieß einen heiseren Schrei aus, der der Unbekannten zu gelten schien. Sie stand hastig auf und warf das Haar in den Nacken. Jetzt konnten der Oberst und Herr d'Albon die Gesichtszüge der Frau erkennen, die, als sie die beiden Freunde erblickte, mit graziösen Sätzen wie eine Hindin ans Portal gesprungen kam.

»Lebwohl!« sagte sie mit sanfter und klangvoller Stimme, ohne daß jedoch der Laut, auf den die Jäger voller Ungeduld gewartet hatten, von einer Empfindung oder einem Gedanken getragen schien.

Herr d'Albon bewunderte die langen Wimpern, die feingeschwungenen schwarzen Brauen, die strahlend

weiße Haut, die kein Erröten zu kennen schien und nur von kleinen blauen Adern durchzogen war. Als er sich seinem Freunde wieder zuwandte, um ihm von dem Eindruck zu reden, den die Fremde auf ihn gemacht, sah er ihn wie tot im Grase liegen.

Er gab einen Schuß ab, um Leute herbeizuführen, und schrie : »Zu Hilfe!«, während er versuchte, den Oberst aufzurichten.

Der Schuß erschreckte die Fremde, die bis dahin unbeweglich geblieben war, ungemein; sie entfloh wie ein Pfeil, schrie auf wie ein verwundetes Tier und lief mit allen Zeichen tiefsten Entsetzens auf dem Rasen hin und her. Herr d'Albon vernahm das Rollen eines Wagens auf der Straße von l'Isle-Adam; er winkte ihn mit seinem Taschentuch herbei. Der Wagen drehte und kam auf das Kloster zu, und Herr d'Albon erkannte in den Insassen Herrn und Frau de Grandville, seine Gutsnachbarn.

Frau de Grandville hatte zufällig ein Riechfläschchen bei sich, mit dessen Hilfe Herr de Sucey aus seiner Ohnmacht erweckt wurde. Als er die Augen aufschlug, suchten seine Blicke die Unbekannte, die noch immer mit seltsam erschreckten Rufen auf der Wiese hin und her lief. Dann schloß er von neuem die Augen, mit einem Ausdruck, als bitte

er den Freund, ihn diesem Anblick zu entziehen.

Herr und Frau de Grandville überließen dem Rat ihren Wagen zu freier Verfügung, mit der lebenswürdigen Bemerkung, daß sie ihren Ausflug zu Fuß fortsetzen würden.

»Wer ist eigentlich die Dame.« fragte der Beamte und wies auf die Unbekannte.

»Man sagt, sie komme aus Moulins,« erwiderte Herr de Grandville. »Sie soll eine Gräfin Vandières sein, und es heißt, sie sei wahnsinnig. Da sie aber erst seit zwei Monaten hier ist, kann ich mich für die Richtigkeit dieser Äußerungen nicht verbürgen.«

Herr d'Albon sagte Herrn und Frau de Grandville seinen Dank und ließ sich mit seinem Freund nach Cassan fahren.

»Sie ist es,« rief Philipp, als er wieder bei Besinnung war.

»Wer, sie.« fragte d'Albon.

»Stephanie! Ach, tot und doch lebendig; lebendig und wahnsinnig! Ich glaubte, ich solle sterben.«

Der kluge Beamte gewahrte, wie ernst die Lage seines Freundes war, und hütete sich, eine Frage zu stellen. Ungeduldig wartete er auf die Ankunft im Schloß; denn die Veränderung in den Gesichtszügen und dem ganzen Wesen des Obersten ließ ihn

befürchten, die Gräfin habe ihre schreckliche Krankheit auf jenen übertragen. Sobald der Wagen die Chaussee von l'Isle-Adam erreichte, schickte Herr d'Albon den Lakai zum Arzt des Marktfleckens. Als der Oberst zu Bett gebracht war, stand der Doktor schon an seinem Lager.

»Hätte der Oberst nicht zufällig einen nüchternen Magen gehabt, so hatte ihn der Schlag gerührt,« sagte der Arzt. »Seine Erschöpfung war seine Rettung.«

Nachdem er die nötigen Verhaltensmaßregeln gegeben, entfernte sich der Arzt, um selbst eine beruhigende Arznei zu bereiten. Am andern Morgen ging es Herrn de Sucey besser; aber der Arzt hatte persönlich an seinem Lager gewacht.

»Ich gestehe, Herr Marquis,« sagte der Doktor zu d'Albon, »daß ich eine Gehirnentzündung befürchtete. Herr de Sucey hat eine starke Gemütsbewegung erlitten. Er ist leidenschaftlich; bei solchen Naturen aber ist der erste Anfall entscheidend. Morgen ist er vielleicht schon außer Gefahr.«

Der Arzt täuschte sich nicht, und am andern Tag erlaubte er dem Marquis, seinen Freund wiederzusehen.

»Mein lieber d'Albon, « sagte Philipp mit einem Händedruck, »ich bitte dich um einen Dienst! Lauf

eilends nach dem Kloster; erkundige dich nach allem, was die bewußte Dame angeht, und komm sofort zurück. Ich zähle die Minuten.«

D'Albon schwang sich aufs Pferd und galoppierte zur ehemaligen Abtei. Als er ankam, erblickte er am Portal einen mageren hochgewachsenen Herrn mit einnehmenden Gesichtszügen, der die Frage des Beamten, ob er der Bewohner dieses verfallenen Hauses sei, bejahte. Herr d'Albon erzählte ihm die Gründe seines Besuchs.

»So, mein Herr,« rief der Fremde, »Sie also haben den fatalen Schuß abgegeben! Sie hätten meine arme Kranke töten können!«

»Ich habe in die Luft geschossen.«

»Sie hatten ihr vielleicht weniger geschadet, wenn Sie sie getroffen hatten.«

»Wir haben einander wohl nichts vorzuwerfen, denn der Anblick Ihrer Gräfin hat meinen Freund, Herrn de Sucey, fast ums Leben gebracht.«

»Den Baron Philipp de Sucey!« rief der Herr, die Hände zusammenschlagend. »War er in Rußland, beim Übergang über die Beresina!«

»Ja,« erwiderte d'Albon, »er war von Kosaken gefangen und nach Sibirien geschleppt worden, von wo er vor elf Monaten zurückgekehrt ist.«

»Treten Sie ein, mein Herr,« sagte der andere und führte den Rat in ein ebenerdiges Wohnzimmer, wo alles den Stempel launischer Zerstörungslust trug. Kostbare Porzellanvasen lagen zerbrochen neben einer Standuhr, die verschont geblieben war. Die seidenen Fenstervorhänge waren zerrissen, während die Musselgardinen unversehrt waren.

»Sie sehen,« wandte sich der Eigentümer an Herrn d'Albon, »welch tolle Verwüstung das reizende Geschöpf, dem ich mich widme, angerichtet hat. Es ist meine Nichte. Meine Kunst ist nur schwach, dennoch hoffe ich ihr eines Tages die Vernunft wiedergeben zu können, mit Hilfe einer Methode, die sich leider nur reiche Leute leisten können.«

Und nun erzählte er, mit der Weitschweifigkeit derer, die in der Zurückgezogenheit leben, dem Beamten folgende Geschichte, aus der alle überflüssigen Zwischenbemerkungen von Hörer und Erzähler fortgelassen sind.

*

*

*

Als Marschall Victor am Abend des 28. November 1812 die Höhen von Studzianka, die er den ganzen Tag über gehalten hatte, aufgab, ließ er tausend Mann

mit dem Befehl zurück, von den zwei über die Beresina geschlagenen Brücken die einzige noch bestehende bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Diese Nachhut opferte sich, um die ungeheure Menge von Nachzüglern zu retten, die, halb erfroren, sich weigerten, die Gepäckwagen zu verlassen. Der Heldenmut der opferfreudigen Truppe sollte nutzlos sein. Die Soldaten, die am Ufer der Beresina in Massen zusammenströmten, fanden hier unglücklicherweise alle die Wagen, Kisten und sonstigen Gegenstände, welche die Armee im Stich lassen mußte, als sie in den Tagen des 27. und 28. November den Fluß überquerte.

Die elenden halb erfrorenen Leute bezogen die leeren Biwaks, zerbrachen Kisten und Möbelstücke, um daraus Hütten zu erbauen, und nährten ihre Feuer mit allem, was ihnen in die Hände kam; sie erschlugen und verzehrten die Pferde und schnitten von den Wagen das Verdeckleder herunter, um sich darin einzuwickeln, und anstatt bei Nacht in Ruhe die Beresina zu überschreiten, die der Armee durch grausige Schicksalsfügung schon einmal so verhängnisvoll gewesen war, legten sie sich hin und schliefen. Die Apathie der armen Soldaten vermögen wohl nur die zu begreifen, die selber jene unendlichen Schneewüsten durchschritten, wo es kein anderes

Getränk gab als den Schnee, kein anderes Lager als den Schnee, keine andere Aussicht als einen Horizont von Schnee, keine andere Nahrung als Schnee oder gefrorene Rüben, ein paar Hände voll Mehl oder Pferdefleisch. Diese Armen nun, vor Hunger, Durst, Erschöpfung und Schlafbedürfnis halbtot, kamen hier an einen Ort, der Holz, Feuer und Lebensmittel, unzählige verlassene Wagen und Biwaks aufwies — kurzum: eine ganze improvisierte Stadt. Das Dorf Studzianka war abgerissen, zerlegt und von der Höhe in die Ebene hinabgeschleppt worden, wie elend und gefährlich diese Stadt auch war, ihr Jammer, ihre Gefahren schienen diesen Leuten, die nur die fürchterlichen Steppen Rußlands vor sich sahen, wie ein liebenswürdiges Lächeln. Es war ein ungeheures Lazarett, dessen Bestehen nur zwanzig Stunden betragen sollte. Lebensmüdigkeit — vielleicht auch die unerwartete Fülle des Behagens — macht diese Menschenmasse fühllos gegen jeden anderen Gedanken als den, auszuruhen. Die Artillerie vom linken Flügel der russischen Armee feuerte unablässig hinein in diese Masse, die sich wie ein großer, teils schwarzer, teils flammender Fleck vom Schnee abhob; aber die erstarrte Menge nahm fühllos die Kugeln hin wie eben eine Unbequemlichkeit mehr. Es war nur wie ein Gewitter, dessen Blitze aller Welt verächtlich

schienen, trafen sie doch da, wo sie einschlugen, nur Sterbende, Kranke oder gar Tote. In jedem Augenblick erschienen Scharen neuer Nachzügler. Diese wandelnden Leichen trennten sich nun, um von Feuer zu Feuer einen Platz zu suchen; dann, nachdem sie fast immer zurückgestoßen worden, vereinigten sie sich von neuem, um mit Gewalt die ihnen verweigerte Gastfreundschaft zu erzwingen. Taub gegen die Stimme der Offiziere, die ihnen für den folgenden Tag den sicheren Tod verkündeten, vergeudeten sie die zur Überquerung des Flusses so nötige Summe an Mut und Kraft, um sich für eine Nacht ein Unterkommen, eine nicht selten verhängnisvolle Mahlzeit zu verschaffen. Der Tod, der sie erwartete, schien ihnen kein Unglück mehr, wenn er ihnen zunächst nur eine Stunde Schlaf gönnte. Hungern, Dürsten, Frieren schien ihnen ein weit größeres Unglück. Als kein Holz, kein Feuer, keine Decke, kein Unterkommen mehr auszutreiben war, entspannen sich schreckliche Kämpfe zwischen denen, die von allem entblößt herbeikamen, und den Reichen, die einen Ruheplatz besaßen. Die Schwächsten unterlagen. Schließlich kam es so weit, daß Leute, die die Russen vor sich hergetrieben, nur noch den Schnee als Biwak hatten und sich niederlegten, um sich nie mehr zu erheben. Nach und nach war diese Menge fast lebloser Wesen

so zusammen gekeilt und so taub, so stumpfsinnig oder vielleicht so glücklich geworden, daß der Marschall Victor, ihr heldenmütiger Verteidiger, der zwanzigtausend von Wittgenstein befehligten Russen standgehalten hatte, sich mit Gewalt durch diesen Menschenwald Bahn schaffen mußte, um mit den fünftausend Tapferen, die er dem Kaiser wiederbrachte, die Beresina zu über schreiten. Die Unglücklichen ließen sich lieber zertreten, als daß sie sich rührten, und krepiereten stumm, mit einem Lächeln für ihr erloschenes Feuer und ohne einen Gedanken an Frankreich.

Um zehn Uhr abends erst fand sich der Herzog von Bellune auf der andern Seite des Flusses. Ehe er die Brücken betrat, die nach Zemin führten, übertrug er die Sorge für die Nachhut von Studzianka an Eblé, den Retter aller, die die Schrecken der Beresina überlebten.

Es war etwa Mitternacht, als der große General in Begleitung eines tapferen Offiziers die kleine Hütte verließ, die er nahe der Brücke bezogen hatte, und das Schauspiel betrachtete, das sich ihm zwischen dem Ufer der Beresina und der Straße von Borizof nach Studzianka bot. Der Kanonendonner der Russen war verstummt; zahllose Feuer, die inmitten des Schneefeldes matt und lichtlos schienen, beleuchteten

hie und da ein Antlitz, das nichts Menschliches mehr hatte. Da lagen sie wohl dreißigtausend Mann all der Nationen, die Napoleon nach Rußland geworfen hatte, und verspielten in blödem Stumpfsinn ihr Leben.

»Retten wir all dies!« sagte der General. »Morgen früh sind die Russen die Herren von Studzianka. Man müßte daher, sowie sie kommen, die Brücke niederbrennen. Also Mut, mein Freund! Brich dir Bahn bis zur Höhe. Melde dem General Fournier, daß ihm kaum Zeit bleibt, seine Stellung zu räumen, sich durch die Massen hier durchzuzwingen und die Brücke zu überschreiten. Sobald du siehst, daß er aufgebrochen ist, wirst du ihm folgen. Mit Hilfe von ein paar handfesten Leuten wirst du erbarmungslos die Biwaks, die Kisten, die Vorräte, die Wagen — kurz alles — niederbrennen! Jage die Leute da auf die Brücke! Zwinge alles, was noch Beine hat, sich aufs andere Ufer zu flüchten. Die Brandlegung ist jetzt unsere letzte Hilfe. Hätte Berthier mich diesen verdammten Train zerstören lassen, so würde der Fluß niemanden verschlungen haben, als meine armen Pioniere, die fünfzig Helden, die die Armee gerettet haben, und die man vergessen wird!«

Der General legte die Hand über die Augen und schwieg. Er ahnte, daß Polen sein Grab sein und daß keine Stimme für die edlen Männer sprechen werde,

die im Wasser geblieben waren, dem Wasser der Beresina, um die Brückenpfeiler einzurammen. (Ein einziger von ihnen lebt noch, oder richtiger, er haust in einem Dorf — siech und unbeachtet.)

Der Adjutant entfernte sich. Kaum hatte der großherzige (Offizier hundert Schritte auf Studzianka zu gemacht, als der General Eblé einige seiner erschöpften Pioniere weckte und sein Werk der Barmherzigkeit begann, indem er die bei der Brücke errichteten Biwaks niederbrannte und so die Schläfer dort zwang, die Beresina zu überschreiten. Inzwischen war der junge Adjutant nicht ohne Mühe bei der einzigen Holzhütte angelangt, die in Studzianka noch unversehrt stand.

»Die Baracke ist wohl recht voll, Kamerad!« fragte er einen Mann, den er draußen erblickte.

»Sie müßten schon ein tüchtiger Soldat sein, um noch hineinzukommen,« erwiderte der Offizier, ohne sich umzuwenden, und fuhr fort, mit seinem Säbel Späne aus den Baumstämmen zu brechen, aus denen die Hütte aufgerichtet war.

»Sind Sie es, Philipp!« sagte der Adjutant, da er am Tonfall einen seiner Freunde erkannte.

»Ja. Ah, du bist es, mein Alter!« erwiderte Herr de Sucey, den Adjutanten anblickend, der gleich ihm nicht

älter war als dreiundzwanzig Jahre. »Ich glaubte dich auf der andern Seite dieses verwünschten Flusses. Bringst du uns Kuchen und Konfitüren zum Nachtisch! Man würde dich gut aufnehmen,« fügte er hinzu und gab die von der Holzwand abgelöste Rinde seinem Pferd als Futter.

»Ich suche euren Kommandanten, um ihm im Namen d'Eblés zu raten, nach Zembin abzuziehen. Ihr habt kaum Zeit, euch durch die halben Leichen hier durchzuarbeiten, die ich jetzt einräuchern werde, damit sie laufen lernen.«

»Du machst mir beinahe heiß! Ich habe zwei Freunde zu retten. Ach, ohne diese beiden Murmeltiere wäre ich schon tot, mein Alter. Für sie pflege ich mein Pferd und esse es nicht selber. Übrigens hast du nicht eine Brotrinde! Seit dreißig Stunden habe ich nichts in den Ranzen gesteckt, aber mich wie ein wütender herumgeschlagen, um das bißchen Blutwärme und Courage nicht zu verlieren.«

»Armer Philipp! Nichts, nichts! Aber euer General ist da drinnen!«

»Versuche nicht, hineinzukommen. In dem Schuppen liegen unsere Verwundeten. Steige höher hinauf! Du wirst rechter Hand einer Art Schweinestall begegnen; dort ist der General. Leb wohl, mein

Tapferer! wenn wir je wieder auf einem Pariser Parkett die Quadrille tanzen . . . «

Er sprach nicht zu Ende. Der Wind blies jetzt mit solcher Heftigkeit, daß der Adjutant weiterging, um nicht zu erfrieren, während dem Major Philipp die Lippen erstarrten. Bald herrschte Schweigen; und nichts war zu hören als das Stöhnen aus der Hütte und das Kauen des Pferdes, das voll Hunger und Wut die vereisten Rinden von der Hüttenwand fraß. Der Major steckte den Säbel wieder in die Scheide, ergriff rasch die Zügel des kostbaren Tieres, das er bis jetzt zu erhalten gewußt hatte, und entriß es trotz seines Widerstandes dem kläglichen Futter, das ihm offenbar zu behagen schien.

»Vorwärts Marsch, Bichette! Nur du, meine Schönste, kannst Stephanie retten. Fort, später werden wir uns ausruhen — ja vielleicht sterben dürfen.«

Philipp, in einen Pelz gehüllt, dem er sein Leben und seine Energie verdankte, begann zu laufen, indem er mit den Füßen den harten Schnee stampfte, um sich warm zu halten. Kaum hatte der Major fünfhundert Schritt gemacht, als er an der nämlichen Stelle, wo er am Morgen seinen Wagen unter der Obhut eines alten Soldaten zurückgelassen, ein hohes Feuer lodern sah. Eine schreckliche Ahnung befiel ihn. wie alle, die in

diesem Feldzug von einem starken Gefühl getragen wurden, verfügte er zur Rettung seiner Freunde über Kräfte, die er zu seiner eigenen Rettung nicht gehabt haben würde. Bald gelangte er in die Nähe einer Talsenkung, wo er, geschützt gegen die Kugeln, ein junges Weib zurückgelassen hatte, die Gespielin seiner Kindheit und sein kostbarster Schatz. Nicht weit vom Wagen waren etwa dreißig Nachzügler um ein riesiges Feuer versammelt, das sie mit Latten und Kistendeckeln, Rädern und Wagenkissen in Gang hielten. Diese Soldaten waren offenbar die letzten allerer, die die bei Studzianka beginnende und sich bis ans Flußufer erstreckende Talsenkung mit einem Meer von Köpfen, Feuern und Baracken überflutet hatten — ein schläfrig bewegtes Meer, aus dem ein dumpfes Brausen und hie und da ein wildes Krachen aufstieg. Vom Hunger und von Verzweiflung getrieben, hatten die Unglücklichen wohl gewaltsam den Wagen untersucht. Der alte General und seine junge Frau, die sie in Mäntel und Decken gehüllt darin liegen fanden, stöhnten jetzt zur Seite des Feuers. Die eine Wagentür war herausgebrochen. Kaum hörten die Leute am Feuer das Pferdegetrappel und den Schritt des Majors, als sie vor Wut und Hunger aufheulten :

»Ein Pferd! Ein Pferd!«

Die Stimmen bildeten nur einen einzigen Ruf.

»Achtung, zurück!« riefen zwei oder drei Soldaten und zielten auf das Pferd.

Philipp stellte sich vor seine Stute und sagte:

»Ihr Schufte! Ich werde euch alle ins Feuer werfen! Dort oben liegen zwei tote Gäule. Holt euch die.«

»Er will wohl scherzen, der Offizier da! Auf, zwei! wirst du Platz machen!« rief ein riesiger Grenadier.
»Nein! Na, wie du willst.«

Ein Schrei aus Frauenmund übertönte den Lärm der Schüsse. Philipp war glücklicherweise nicht getroffen; aber Bichette, die gestürzt war, rang mit dem Tode. Drei Mann warfen sich auf sie und gaben ihr mit den Bajonetten den Rest.

»Kannibalen! Laßt mich wenigstens Decke und Pistolen nehmen,« sagte Philipp verzweifelt.

»Die Pistolen meinethalben,« erwiderte der Grenadier. »Aber die Decke — da ist ein Infanterist, der hat seit zwei Tagen nichts eingesackt, und er schlottert nur so in seinem elenden Lumpenrock. Der ist unser General . . . «

Philipp schwieg, als er einen Mann gewahrte, dessen Schuhzeug durchgelaufen, dessen Hose an zehn Stellen durchlöchert und dessen Kopf nur mit einer armseligen reifbedeckten Mütze versehen war. Er beeilte sich, seine Pistolen an sich zu nehmen. Fünf

Mann schleppten die Stute ans Feuer und begannen sie so kunstgerecht;« zerlegen, als seien sie Pariser Metzgerburschen. Erstaunlich schnell waren die Stücke abgetrennt und auf die Kohlen geworfen.

Der Major ließ sich neben der Frau nieder, die vorhin bei seinem Anblick den Schmerzensschrei ausgestoßen hatte. Sie saß regungslos auf einem Wagenkissen und wärmte sich. Schweigend blickte sie ihn an, ohne zu lächeln. Philipp gewahrte nun neben sich den Soldaten, dem er die Verteidigung des Wagens anvertraut hatte; der arme Kerl war verwundet. Er hatte der Überzahl der Nachzügler, als sie ihn angriffen, weichen müssen. Doch wie der Hund, der die Mahlzeit seines Herrn bis zuletzt verteidigt, hatte auch er sich schließlich seinen Beuteanteil genommen: ein weißes Tuch, das er als Mantel umgeworfen hatte. Jetzt war er dabei, ein Stück der Stute auf dem Feuer umzuwenden, und der Major bemerkte den freudigen Gesichtsausdruck, mit dem er dieses Festmahl zurichtete. Der Graf von Vandières, seit drei Tagen in kindischen Stumpfsinn verfallen, lehnte neben seiner Frau in den Kissen und starrte reglos in die Flammen, deren Wärme ihn allmählich aus seiner Erstarrung weckte. Die Ankunft Philipps und die Gefahr, in der dieser geschwebt, hatten ihn ebensowenig gerührt, wie der Kampf, der

mit der Plünderung des Wagens geendet hatte.

Herr von Sucey ergriff die Hand der jungen Gräfin, um ihr ein Zeichen seiner Zuneigung zu geben und ihr seinen Schmerz auszudrücken, daß er sie so dem tiefsten Elend preisgegeben sah ; aber er saß wortlos neben ihr auf einem Schneehaufen, der langsam schmolz, und überließ sich dem Glück dieser Wärme, die ihn die Gefahr und alles vergessen ließ. Sein Gesicht nahm unwillkürlich einen Ausdruck fast blöder Zufriedenheit an, und er wartete ungeduldig, bis das Stück Stutenfleisch, das man seinem Soldaten gegeben hatte, gar wäre. Der Bratenduft weckte seinen Hunger; und sein Hunger brachte sein Herz, seinen Mut und seine Liebe zum Schweigen. (Ohne Zorn sah er das Ergebnis der Plünderung seines Wagens. Alle Leute, die da ums Feuer saßen, hatten sich in die Decken und Kissen, die Röcke und Pelze, die Männer- und Frauengewänder aus dem Besitze des Grafen, der Gräfin und des Majors geteilt. Philipp wandte sich um, um zu sehen, ob aus dem Kutschkasten noch etwas zu holen sei. Im Schein der Flammen sah er das Gold, die Diamanten, das Silberzeug herumliegen, ohne daß jemand daran dachte, sich auch nur das Geringste davon anzueignen. Alle diese vom Zufall um das Feuer versammelten Leute waren von grausiger Schweigsamkeit und taten nur, was ihnen

für ihre Behaglichkeit notwendig schien. Es war ein groteskes Bild: die vom Frost verzerrten Gesichter waren von einer Schmutzschicht überzogen, worein die Tränen vom Augenwinkel bis zum Kinn herab eine Furche gegraben hatten, die für die Dicke dieser Maske zeugte. Die Unsauberkeit ihrer langen Bärte machte die Soldaten noch scheußlicher. Die einen waren in Schals gehüllt, die andern in Pferddecken und kotbespritzte Tücher, in reif überzogene Lumpen, die nun auftauten; manche hatten an einem Fuß einen Stiefel, am andern einen Schuh; kurz, es gab keinen, dessen Bekleidung nicht eine lächerliche Absonderlichkeit auf wies. Und trotz so komischer Dinge blieben diese Leute ernst und trübsinnig. Die Stille wurde nur von den krachenden Holzscheiten und der knisternden Flamme unterbrochen, vom fernen Summen aus dem Lagerfeld und von den Säbelhieben, mit denen die hungrigsten der Soldaten sich von Bichette die besten Stücke herunterschnitten. Die Allermüdesten schliefen, und wenn einer von ihnen ins Feuer rollte, so zog ihn niemand her aus. Diese strengen Logiker sagten sich, die Brandwunde werde ihn, falls er noch nicht tot sei, schon veranlassen, sich ein bequemeres Plätzchen zu suchen. wenn der Unglückliche im Feuer erwachte und darin umkam, so beklagte ihn niemand. Man sah einander

an, wie um die eigene Ungerührtheit durch die Gleichgültigkeit der andern zu rechtfertigen. Die junge Gräfin sah zweimal dies Schauspiel und blieb stumm. Als die verschiedenen Fleischstücke auf den Kohlen gar geröstet waren, stillte ein jeder seinen Hunger mit jener Gier, wie sie uns selbst bei Tieren ekelhaft erscheint.

»Dies ist das erste Mal, daß dreißig Infanteristen auf den Gaul kommen,« rief der Grenadier, der die Stute niedergestreckt hatte. Es war der einzige Witz, der den Esprit der Nation verriet.

Bald wickelten sich die meisten dieser Armen in ihre Kleider, legten sich auf Bretter, auf alles, was sie vor der Berührung mit dem Schnee bewahren konnte, und schliefen, unbekümmert um den andern Morgen. Als der Major warm geworden war und seinen Hunger gestillt hatte, machte ihm ein unwiderstehliches Schlafbedürfnis die Lider schwer. In der recht kurzen Zeit, die sein Kampf mit dem Schlummer währte, betrachtete er die junge Frau, die ihr Gesicht dem Feuer zugewendet hatte, so daß er die geschlossenen Augen und einen Teil der Stirn sehen konnte. Sie war in einen gefütterten Pelz und einen groben Dragonermantel gehüllt; ihr Kopf ruhte auf einem blutbefleckten Kissen; ihre Mütze aus Astrachanpelz, von einem unter dem Kinn zusammengeknüpften

Taschentuch gehalten, schützte ihr Gesicht vor der Kälte — soweit, als eben möglich war. Die Füße hatte sie unter den Mantel gezogen. So in sich selbst zusammengerollt glich sie wirklich einem Nichts. war sie die letzte der Marketenderinnen! war dies das entzückende Weib, der Stolz eines Geliebten, die Königin der Pariser Bälle! Ach! Selbst das Auge ihres ergebensten Freundes konnte in diesem Haufen von Tüchern und Lumpen nichts Weibliches mehr sehen. Die Liebe war der Kälte unterlegen — selbst im Herzen des Weibes. Durch den dichten Schleier, den ein unwiderstehliches Schlafbedürfnis dem Major über die Augen legte, sah er den Mann und dessen Frau nur noch wie zwei Punkte. Die Flammen des Lagerfeuers, die ruhenden Gestalten und die schreckliche Kälte, die drei Schritte hinter der flüchtigen Glut heulend lauerte — alles war Traum. Ein unbequemer Gedanke erschreckte Philipp. »wir alle werden sterben, wenn ich ein schlafe; ich will nicht schlafen,« ermahnte er sich.

Er schlief. Ein furchtbarer Lärm und eine Explosion weckten Herrn de Sucey nach einer Stunde des Schlummers. Das Bewußtsein seiner Pflicht, die gefährliche Lage seiner Freundin, fielen ihm schwer aufs Herz. Er stieß einen brüllenden Schrei aus. Er und sein Soldat waren die einzigen, die aufgesprungen

waren. Sie sahen ein Flammenmeer, das ungeheure Menschenmengen aus dem Dunkel der Nacht hervorhob und Biwaks und Hütten verzehrte; sie hörten Verzweiflungsschreie und Gebrüll; sie sahen Tausende von trostlosen und wütenden Gesichtern. Mitten durch diese Hölle bahnte sich eine Abteilung Soldaten zwischen zwei Leichenwällen einen Weg zur Brücke.

»Es ist der Rückzug unserer Nachhut,« rief der Major. »Keine Hoffnung mehr!«

»Ich habe Ihren Wagen geschont, Philipp,« sagte eine befreundete Stimme.

Als Herr de Sucey sich umwandte, erkannte er beim Schein der Flammen den jungen Adjutanten.

»Ach, alles ist verloren,« erwiderte der Major. »Sie haben mein Pferd aufgeessen! Und dann: wie könnte ich den stumpf sinnigen General und seine Frau auf die Beine bringen!«

»Nehmen Sie einen Feuerbrand, Philipp, und bedrohen Sie sie damit.«

»Die Gräfin bedrohen!«

»Lebt wohl!« rief der Adjutant. »Ich habe nur Zeit hinüberzuflüchten, und ich muß es! Ich habe in Frankreich eine Mutter! was für eine Nacht! Dies Volk will lieber im Schnee verrecken, und sie lassen sich

lieber verbrennen, als daß sie aufständen. Es ist vier Uhr, Philipp! In zwei Stunden beginnen die Russen sich zu regen. Ich kann Ihnen versichern, wir werden die Beresina noch einmal voller Leichen sehn. Kommen Sie! Sie haben keine Pferde, Sie können die Gräfin nicht tragen; also, gehen wir!«

»Mein Freund, Stephanie verlassen!«

Der Major ergriff die Gräfin, stellte sie hin und schüttelte sie mit der Rücksichtslosigkeit eines Verzweifelten, bis sie erwachte. Sie sah ihn mit starren, leblosen Blicken an.

»Wir müssen weiter, Stephanie, sonst kommen wir hier um.«

Statt aller Antwort versuchte die Gräfin zur Erde zu gleiten, um weiter zu schlafen. Der Adjutant ergriff ein Feuerscheit und schwang es vor Stephanies Gesicht.

»Retten wir sie wider ihren Willen,« rief Philipp, hob die Gräfin auf und trug sie in den Wagen.

Er kam zurück und flehte den Freund um Hilfe an. Beide ergriffen den alten General, ohne zu wissen, ob er tot oder lebend war, und legten ihn neben seine Frau. Der Major wälzte mit dem Fuß die auf der Erde liegenden Leute herum und nahm ihnen wieder ab, was sie geraubt hatten; alle die Lumpen häufte er auf

die beiden Gatten und warf in eine Ecke des Wagens einige Stücke der gebratenen Stute.

»Was wollen Sie denn tun!« fragte ihn der Adjutant.

»Sie ziehen,« sagte der Major.

»Sie sind toll!«

»Ja, wahrhaftig!« rief Philipp und kreuzte die Arme über der Brust.

Er schien plötzlich von tiefster Verzweiflung befallen.

»Du,« sagte er, seinen Soldaten beim gesunden Arm packend, »ich binde sie dir für eine Stunde auf die Seele. Bedenke, daß du lieber sterben mußt, als daß du irgendwen dem Wagen nahekomen läßt.«

Der Major raffte die Diamanten der Gräfin auf, nahm sie in die eine Hand, in die andere den Säbel und schlug mit der flachen Klinge auf die Schläfer los, die er für die unerschrockensten hielt; es gelang ihm schließlich, den riesigen Grenadier und noch zwei Mann, deren militärischer Grad unmöglich zu erkennen war, zu wecken.

»Man brennt uns nieder!« sagte er zu ihnen.

»Ich weiß,« erwiderte der Grenadier, »aber es ist mir gleich gültig.«

»Nun, Tod wider Tod! Ist es nicht besser, sein Leben für eine schöne Frau zu wagen und

möglicherweise Frankreich wiederzusehen!«

»Ich möchte lieber schlafen,« sagte einer der Leute und wälzte sich wieder in den Schnee. »Und wenn du mich noch einmal störst, Major, so renne ich dir mein Seitengewehr in den Bauch ! «

»Was soll's, Herr Major? « fragte der Grenadier, »Der da ist betrunken — ein Pariser, die lieben ihre Bequemlichkeit.«

»Dies hier soll dein sein, tapferer Grenadier,« rief der Major und zeigte ihm ein Diamantenhalsband, »wenn du mir folgen und dich wie ein Rasender schlagen willst. Die Russen stehen zehn Minuten von hier; sie haben Pferde, wir werden auf ihre erste Batterie losgehen und uns zwei Gäule holen.«

»Aber die Vorposten, Major!«

»Einer von uns dreien . . . « sagte er zum Soldaten. Er unterbrach sich und sah den Adjutanten an: »Sie kommen doch mit, Hippolyt, nicht wahr!«

Hippolyt neigte zustimmend den Kopf.

»Einer von uns«, fuhr der Major fort, »befaßt sich mit dem Vorposten. Übrigens schlafen vielleicht auch sie, diese verdammten Russen.«

»Du bist ein tapferer Bursch, Major! Aber du nimmst mich auch in deinen Wagen!« sagte der Grenadier.

»Ja, wenn du nicht da oben die Haut lassen mußt. wenn ich falle, Hippolyt, versprich mir — und auch du, Grenadier,« wandte sich der Major an seine beiden Gefährten, »versprecht mir, euch der Gräfin anzunehmen.«

»Abgemacht!« rief der Grenadier.

Sie gingen auf die russischen Linien zu, auf die Batterien, die so grausam in die Masse der unglücklichen Schläfer hinein gedonnert hatten. Kurze Zeit nach ihrem Fortgehen erdröhnte der Galopp zweier Pferde auf dem Schnee, und die erwachte Batterie schickte ihnen Salven nach, die den Schläfern um den Kopf flogen. Das Pferdegetrappel war so eilig, daß es klang, als hämmerten Schmiede ein Eisen. Der edelmütige Adjutant war gefallen. Der athletische Grenadier war unverletzt. Philipp hatte bei der Verteidigung seines Freundes einen Bajonettstich in die Schulter erhalten; nichtsdestoweniger klammerte er sich dem Pferde in die Mähne und preßte es mit seinen Schenkeln wie in einen Schraubstock.

»Gott sei Dank!« rief der Major, als er seinen Soldaten und den Wagen an Ort und Stelle stehen sah.

»Wenn Sie gerecht sein wollen, Herr Major, so müssen Sie mir das Kreuz verschaffen. wir haben doch ganz nett Schießgewehr und Säbel gespielt,

wie!«

»Noch ist nichts getan! wir müssen die Pferde anschirren. Da sind Stricke.«

»Das sind nicht genug.«

»Also dann, Grenadier, untersuche die Schläfer, nimm ihre Decken, die Wäsche . . . «

»He, der ist tot, der Spaßvogel!« rief der Grenadier und plünderte diesen ersten. »welche Komödie! Sie sind tot!«

»Alle!«

»Ja, alle! Es scheint, Pferdefleisch ist unverdaulich, wenn man es im Schnee ißt.«

Philipp erbebt bei diesen Worten. Die Kälte hatte sich verdoppelt.

»Mein Gott, eine Frau verlieren, die ich schon zwanzigmal gerettet habe!«

Der Major schüttelte die Gräfin und rief: »Stephanie, Stephanie!«

Das junge Weib öffnete die Augen.

»Gnädigste, wir sind gerettet.«

»Gerettet!« wiederholte sie und sank wieder um.

Die Pferde wurden angeschirrt, so gut es ging.

Der Major, den Säbel in der Rechten, die Zügel in der Linken, die Pistolen im Gürtel, bestieg eins der Pferde und der Grenadier das andere. Den alten

Soldaten, dem die Füße erfroren waren, hatte man quer in den Wagen geworfen, auf den General und die Gräfin. Von Säbelhieben angefeuert, rissen die Pferde die Kutsche in rasendem Lauf zur Ebene hinab, wo unzählige Schwierigkeiten den Major erwarteten. Bald war es unmöglich weiterzukommen, ohne schlafende Männer, Weiber, ja selbst Kinder zu überfahren, die sich alle weigerten, aufzustehen, als der Grenadier sie weckte. Vergeblich suchte Herr de Sucy den Weg, den die Nachhut sich vor kurzem durch diese Menschenmasse gebahnt hatte; er war ausgelöscht, wie die Furche des Schiffskiels auf dem Wasser. Es ging nur im Schritt, und oft wurde der Fug von Soldaten aufgehalten, die drohten, die Pferde zu töten.

»Wollen Sie durch!« fragte der Grenadier.

»Um jeden Preis! Ich gebe mein Blut, ich gebe die ganze Welt dafür!« erwiderte der Major.

»Dann vorwärts! Man macht keinen Eierkuchen, ohne Eier zu zerbrechen!«

Und der Gardegrenadier trieb die Pferde in die Menschen hinein, tauchte die Räder in Blut, warf die Biwaks um und zog eine doppelte Furche des Todes durch dieses Feld von Köpfen. Aber fügen wir gerechterweise hinzu, daß er nie unterließ, mit donnernder Stimme zu rufen: »Achtung, ihr Luder!«

»Die Unglücklichen!« rief der Major.

»Pah! Dies oder der Frost, dies oder die Kanone!« sagte der Grenadier und trieb die Pferde mit der Spitze seines Seitengewehres vorwärts.

Eine Katastrophe, die eigentlich schon längst hätte eintreten müssen und vor der ein wunderbarer Zufall sie bis jetzt bewahrt hatte, hemmte plötzlich ihren Weg. Der Wagen schlug um.

»Das habe ich mir gedacht!« rief der unerschütterliche Grenadier. »Oho! Der Kamerad ist tot.«

»Armer Laurent!« sagte der Major.

»Laurent! Von den fünften Jägern!«

»Ja.«

»So ist es mein Vetter. Pah! Das Hundeleben heutzutage ist nicht wert, daß wir ihm nachtrauern.«

Nicht ohne großen und folgenschweren Zeitverlust gelang es endlich, den Wagen wieder aufzurichten und die Pferde anzuschirren. Der Stoß war so heftig gewesen, daß die junge Gräfin, von der Erschütterung geweckt und aus ihrer Erstarrung gerissen, sich aus den Decken schälte und aufstand.

»Philipp, wo sind wir!« rief sie mit sanfter Stimme, indem sie um sich blickte.

»Fünfhundert Schritt von der Brücke. wir werden

die Beresina überschreiten. wenn wir am andern Ufer sind, Stephanie, werde ich Sie nicht mehr quälen. Ich werde Sie schlafen lassen, denn dann sind wir in Sicherheit und können in Ruhe Wilna erreichen. Gott gebe, daß Sie nie erfahren, was Ihr Leben gekostet hat!«

»Du bist verwundet!«

»Es ist nichts.«

Die Stunde der Katastrophe war gekommen. Der Kanonendonner der Russen verkündete den Tag. Sie waren die Herren von Studzianka und beschossen von dort aus die Ebene. Im ersten Morgenschimmer gewährte der Major, wie ihre Kolonnen sich auf den Höhen formierten. Die Menge stieß einen Entsetzensschrei aus und war im Nu auf den Füßen. Jeder begriff instinktiv das Ende, und alles strömte gleich einer gewaltigen Woge zur Brücke. Die Russen kamen so schnell daher wie eine Feuersbrunst. Männer, Weiber, Kinder, Pferde — alles lief auf die Brücke. Glücklicherweise befanden sich der Major und die Gräfin noch weit vom Ufer. Der General Eblé hatte so eben an die Brückenträger am andern Ufer Feuer gelegt. Trotz der Warnungen, die denen erteilt wurden, die die vermeintlich rettende Planke betraten, wollte niemand zurückweichen. Nicht nur, daß die

Brücke mit ihrer Menschenlast versank — der Sturm gegen die verhängnisvolle Böschung war auch so stark gewesen, daß die Menschenmasse wie eine Lawine ins Wasser stürzte. Man hörte keinen Schrei, nur ein dumpfes Aufschlagen, wie wenn ein Stein ins Wasser fällt; dann war die Beresina mit Leichen bedeckt. Die Rückwärtsbewegung derer, die, um dem sicheren Tode zu entgehen, in die Ebene zurückstrebten, war so heftig, und ihr Anprall gegen die Vorwärtshastenden so furchtbar, daß eine Menge Leute erdrückt wurden. Der Graf und die Gräfin de Vandières verdankten ihr Leben dem Wagen. Die Pferde, die eine Menge Sterbende zerdrückt, zertrampelt hatten, wurden selber erdrückt von einer Menschenflut, die sich zum Ufer wälzte. Der Major und der Grenadier fanden ihr Heil in ihrer Kraft. Sie töteten, um nicht getötet zu werden. Dieser Orkan von Menschenköpfen, das gleichzeitige Fluten und Zurückfluten wildbewegter Körper hatte zur Folge, daß das Ufer der Beresina minutenlang verödet lag. Die Mehrzahl hatte sich in die Ebene zurückgeworfen. wenn Einzelne sich von der Uferböschung in den Strom hinabstürzten, so geschah das weniger in der Hoffnung, das andere Ufer — für sie Frankreich — zu erreichen, als um den wüsten Sibiriens zu entfliehen. Solche Verzweiflung brachte einigen Kühnen Rettung.

Ein Offizier sprang von Eisscholle zu Eisscholle ans andere Ufer; ein Soldat konnte wundersamerweise über Leichenhaufen und Eisschollen hinüberklettern. Die ungeheure Volksmenge begriff allmählich, daß die Russen zwanzigtausend waffenlose, frosterstarre, stumpfsinnige Menschen, die sich gar nicht verteidigten, nicht töten würden, und jeder erwartete sein Schicksal mit grauenvoller Ergebnisheit.

Der Major, sein Grenadier, der alte General und seine Frau sahen sich auf einmal, nur wenige Schritte von der Brücke, allein. Da standen sie alle vier, schweigend, trockenen Auges, umringt von Leichenbergen. Eine Anzahl kampffähiger Soldaten und ein paar Offiziere, denen die Umstände ihre Energie zurückgegeben, fanden sich zu ihnen. Die ganze Gruppe zählte ungefähr fünfzig Menschen. Der Major erspähte etwa zwei hundert Schritte entfernt die Trümmer der für die wagen er bauten Brücke, die am Vorabend zusammengebrochen war. »wir wollen ein Floß bauen,« rief er.

Kaum hatte er das Wort fallen lassen, als die ganze Gruppe auf die Trümmer zulief. Eine Menge Menschen begann Eisenklammern aufzuraffen, Latten und Stücke zusammenzutragen — kurz, alles zum Bau eines Flosses nötige Material zu sammeln. Ein Haufe von zwanzig bewaffneten Soldaten und Offizieren

bildeten eine vom Major befehligte Wache, die die Arbeitenden gegen die verzweifelten Angriffe der Menge schützen sollte, sobald diese ihr Vorhaben erraten würde. Die Hoffnung auf Freiheit, die Gefangene Wunder wirken lassen kann, war nichts gegen die Energie, mit der jetzt diese unglücklichen Franzosen schafften.

«Die Russen! Die Russen!« riefen die Verteidiger den Arbeitern zu.

Und das Holz knirschte, das Floß wuchs in die Breite und Tiefe. Generale, Soldaten, Oberste, alles beugte sich unter der Last der Hölzer, der Eisen, der Seile und Planken: es war wie ein lebendiges Bild vom Bau der Arche Noah. Die junge Gräfin saß neben ihrem Gatten und sah der Arbeit zu — voll Bedauern, sich nicht daran beteiligen zu können; immerhin half sie Knoten schlingen, um die Seile haltbarer zu machen.

Endlich war das Floß fertig. Vierzig Mann schoben es ins Wasser, während ein Dutzend Soldaten die Stricke hielten, mit denen es am Ufer festgetaut werden sollte. Kaum sahen die Erbauer ihr Schiff auf der Beresina schwimmen, als sie sich mit abscheulichem Egoismus von der Uferhöhe auf dasselbe hinabstürzten. Der Major, der die Wut dieses

ersten Ansturms fürchtete, hielt Stephanie und den General an der Hand; aber er erbebte, als er das Fahrzeug schwarz von Menschen sah, die sich herzudrängten wie die Zuschauer ins Theater.

»Ihr Unmenschen!« rief er aus; »ich habe euch auf den Gedanken gebracht, ein Floß zu bauen ; ich bin euer Retter, und ihr verweigert mir einen Platz.«

Ein unverständliches Gemurmel war die Antwort. Die Männer, die am Rande des Floßes standen und Stangen in der Hand hielten, die sie gegen die Uferböschung stemmten, schoben mit aller Macht das Holzgefährt vorwärts, um es zwischen Eisschollen und Leichen auf andre Ufer hinüberzutreiben.

»Zum Donnerwetter! Ich schmeiße euch ins Wasser, wenn ihr den Major und seine zwei Gefährten nicht aufnehmt,« rief der Grenadier, der seinen Säbel zog und die Abfahrt nicht zu gab. Trotz ihres schreienden Protestes trieb er die Leute enger zusammen.

»Ich falle! Ich falle!« riefen seine Genossen.
»Vorwärts, abstoßen!«

Der Major sah trockenen Auges auf seine Geliebte, die mit heiliger Ergebenheit den Blick gen Himmel hob.

»Sterben mit dir!« sagte sie.

Der Anblick der Menge auf dem Floß hatte fast

etwas Komisches. Obgleich sie vor Wut brüllten, wagte keiner von ihnen, sich dem Grenadier zu widersetzen: denn sie standen so gedrängt, daß der Stoß gegen einen Einzigen das Ganze umwerfen konnte. In dieser gefährlichen Lage versuchte ein Hauptmann, sich von dem Soldaten zu befreien; der aber gewährte die feindliche Bewegung des Offiziers, packte ihn und warf ihn ins Wasser, indem er ihm nachrief: »Haha, du Ente, du willst trinken! Also Marsch!«

»Zwei Plätze frei!« rief er. »Vorwärts, Major, werfen Sie uns Ihre kleine Frau herüber und kommen Sie. lassen Sie den alten Klepper, der morgen doch krepieren wird.«

»Beeilt euch!« klang es aus hundert Kehlen.

»Vorwärts, Major! Sie grollen, die andern, und sie haben Recht.«

Der Graf de Vandières warf die Hüllen fort und zeigte sich aufrecht in seiner Generalsuniform.

»Retten wir den Grafen,« sagte Philipp.

Stephanie preßte die Hand ihres Freundes, warf sich an seine Brust und umarmte ihn heftig.

»Leb wohl!« sagte sie.

Sie hatten einander verstanden. Der Graf de Vandières fand seine Kraft und Geistesgegenwart

wieder, als es galt, auf das Fahrzeug zu springen, wohin Stephanie ihm folgte, nach dem sie mit Philipp einen letzten Blick getauscht.

»Major, wollen Sie meinen Platz! Ich pfeif' auf das Leben,« rief der Grenadier. »Ich habe weder Weib noch Kind noch Mutter.«

»Ich lege sie dir ans Herz!« rief der Major und wies auf den Grafen und seine Frau.

»Unbesorgt, ich werde sie behüten wie meinen Augapfel.«

Das Floß wurde mit solcher Gewalt gegen das gegenüber liegende Ufer gestoßen, daß es beim Aufschlagen alles durcheinanderwarf. Der Graf, der am Rande stand, rollte ins Wasser. Im selben Augenblick schnitt eine Eisscholle ihm den Kopf ab und schleuderte diesen weit fort, wie eine Kanonenkugel.

»He, Major!« rief der Grenadier.

»Lebwohl!« rief eine Frauenstimme. Philipp de Sucey sank vom Schreck erstarrt zu Boden, überwältigt von Frost, Verzweiflung und Müdigkeit.

*

*

*

»Meine arme Nichte war wahnsinnig geworden,«

fügte der Arzt nach einer Pause hinzu. »Ach, Herr,« fuhr er fort und er griff die Hand seines Gastes, »wie entsetzlich war das Leben für diese kleine, so zarte, so junge Frau ! Nachdem ein Übermaß von Unglück sie von jenem Gardegrenadier, namens Fleuriot, getrennt hatte, wurde sie zwei Jahre lang hinter der Armee hergeschleppt, ein Spielzeug für einen Haufen Elender. Sie ging, erzählte man mir, mit nackten Füßen, schlecht gekleidet, monatelang ungepflegt, fast ohne Nahrung; bald hielt man sie in Spitälern fest, bald jagte man sie wie einen Hund davon. Gott allein kennt die Martern, denen die Unglückliche dennoch Trotz bot. Sie war in einer kleinen Stadt Deutschlands mit andern Irren eingesperrt, als ihre Verwandten, die sie für tot hielten, sich hier in ihr Erbe teilten. Im Jahre 1816 erkannte der Grenadier Fleuriot sie in Straßburg wieder, wo sie sich auf der Flucht aus ihrem Gefängnis einfand. Ein paar Landleute erzählten dem Grenadier, die Gräfin habe einen ganzen Monat im Walde gelebt, wo man Treibjagden nach ihr veranstaltete, ohne sich ihrer bemächtigen zu können. Ich war damals nur wenige Meilen fern von Straßburg. Als ich von einem wilden Mädchen reden hörte, bekam ich Lust, den seltsamen Tatsachen, die Stoff zu solch lächerlichen Berichten gaben, auf die Spur zu kommen. wie wurde mir, als ich die Gräfin erkannte!

Fleuriot er zählte mir alles, was er von der traurigen Geschichte wußte. Ich führte den armen Mann mit meiner Nichte zusammen in die Auvergne, wo ich das Unglück hatte, ihn zu verlieren. Er hatte ein wenig Macht über Frau de Vandières. Er allein konnte es durchsetzen, daß sie sich ankleidete. »Leb wohl!« Dies Wort, das ihre ganze Sprache ist, — früher sagte sie es selten — Fleuriot hatte es unternommen, in ihr ein paar Gedanken zu erwecken, aber er ist gescheitert und hat nur erreicht, daß sie ein wenig öfter dies traurige Wort aussprach. Der Grenadier wußte sie zu zerstreuen und zu beschäftigen, indem er mit ihr spielte; und durch ihn hoffte ich . . . aber . . . «

Herr Fanjat, Stephanies Onkel, schwieg einen Augenblick.

»Hier«, fuhr er dann fort, »hat sie ein anderes Wesen gefunden, mit dem sie sich zu verstehen scheint. Es ist eine idiotische Bäuerin, die sich trotz ihrer Häßlichkeit und Blödigkeit in einen Maurer verliebt hatte. Dieser Maurer wollte sie heiraten, weil sie ein Stückchen Ackerland besaß. Die arme Genoveva war ein Jahr lang das glücklichste Geschöpf von der Welt. Sie putzte sich, und des Sonntags ging sie mit Dallot tanzen. Sie begriff die Liebe; ihr Herz und ihr Verstand hatten Raum für dies eine Gefühl. Aber Dallot stellte Betrachtungen an. Er fand ein

junges Mädchen, das seine fünf Sinne beisammen hatte und einen größeren Acker besaß als Genoveva. Dallot ließ also Genoveva sitzen. Das arme Geschöpf hat das bißchen Verstand wieder verloren, das die Liebe in ihr entwickelt hatte, und kann nur noch Kühe hüten und Gras schneiden. Meine Nichte und dieses arme Mädchen fühlen sich durch die unsichtbare Kette ihrer ähnlichen Schicksale zu einander hingezogen und durch das gemeinsame Gefühl, in dem ihre Narrheit begründet liegt. Sehen Sie da!« sagte Herr Fanjat, indem er den Marquis d'Albon ans Fenster führte.

Der Beamte gewährte in der Tat die hübsche Gräfin, wie sie am Boden zwischen Genovevas Knien saß. Die Bäuerin war mit einem mächtigen Hornkamm bewaffnet und verwandte alle ihre Aufmerksamkeit darauf, Stephanies lange schwarze Haare zu entwirren; diese ließ alles mit sich geschehen und stieß nur halb erstickte Rufe aus, deren Tonfall ein instinktives Lustgefühl verrieten. Herr d'Albon erschauerte, als er die Hingabe und tierisch-lässige Haltung der Gräfin bemerkte, die auf einen vollständigen Mangel an Seele deuteten.

»Philipp, Philipp!« rief er, »die überstandenen Leiden sind noch nichts! — Gibt es denn gar keine Hoffnung!« fragte er Herrn Fanjat.

Der alte Arzt hob die Augen gen Himmel.

»Leben Sie wohl, mein Herr,« sagte Herr d'Albon und drückte dem Greis die Hand. »Mein Freund erwartet mich; Sie werden mich bald sehen.« —

»Sie ist es also wirklich!« rief Herr de Sucey, als er die ersten Worte des Marquis d'Albon vernommen.

»Ach, ich zweifelte noch!« fügte er hinzu, und Tränen entstürzten seinen schwarzen, sonst so streng blickenden Augen.

»Ja, es ist die Gräfin de Vandières,« erwiderte der Rat.

Der Oberst erhob sich hastig und kleidete sich an.

»Wie, Philipp,« sagte der Rat verblüfft, »bist du toll geworden!«

»Ich bin nicht mehr krank,« entgegnete der Oberst einfach. »Diese Nachricht hat alle meine Schmerzen gestillt. Und welches weh wäre fühlbar, wenn ich an Stephanie denke! Ich gehe zum Kloster, sie sehen, sie sprechen, sie heilen. Sie ist frei. Das Glück wird uns lächeln, oder es gäbe keine Vorsehung. Glaubst du denn, das arme Weib könnte mich hören und nicht wieder zur Vernunft kommen!«

»Sie hat dich schon gesehen, ohne dich wiederzuerkennen,« sagte der Beamte sanft, der die übertriebenen Hoffnungen seines Freundes durch

heilsame Zweifel zu dämpfen suchte. Der Oberst erzitterte; aber er lächelte gleich wieder und machte nur eine ungläubige Geste. Niemand wagte sich der Absicht Herrn de Sucys zu widersetzen. Bald darauf befand er sich in der alten Abtei bei dem Arzt und der Gräfin de Vandières.

»Wo ist sie!« rief er, als er eintraf.

»Pst!« erwiderte Stephanies Onkel. »Sie schläft. Sehen Sie, dort ist sie.«

Philipp sah die arme Wahnsinnige auf einer Bank in der Sonne kauern. Ihr Kopf war gegen die Glut durch einen Wald von Haaren geschützt, die über das Gesicht gebreitet waren; die Arme hingen zur Erde herab; ihr Körper ruhte so anmutig gelagert wie der einer Hindin; die Füße waren an den Leib herangezogen; ihre Brust hob sich in regelmäßigen Zwischenräumen; ihre Haut hatte jene weiße des Porzellans, die wir an den zarten Gesichtern der Kinder so sehr bewundern. Unbeweglich neben ihr saß Genoveva, in der Hand einen Zweig, den Stephanie wahrscheinlich vom Wipfel einer Pappel geholt hatte; und die Idiotin schwenkte den grünen Wedel sachte über ihrer schlummernden Gespielin, um die Fliegen zu verjagen und die Luft zu kühlen. Die Bäuerin blickte Herrn Fanjat und den Obersten an; dann, wie

ein Tier, das seinen Herrn kennt, wandte sie den Kopf langsam der Gräfin wieder zu und fuhr fort, ihr zu dienen, ohne die geringste Spur von Verwunderung oder Interesse gezeigt zu haben. Die Luft war glühend. Die Steinbank schien zu funkeln, und die Wiese schickte jenen flimmernden Dunst zum Himmel, der über den Gräsern flirrt und tanzt wie Goldstaub. Genoveva aber schien die verzehrende Glut nicht zu fühlen. Der Oberst preßte heftig die Hände des Herrn Fanjat. Dem Offizier stürzten Tränen aus den Augen, rannen ihm über die männlichen Wangen herab und fielen zu Füßen Stephanies ins Gras.

»Mein Herr,« sagte der Onkel, »seit zwei Jahren bricht mir täglich das Herz. Bald wird es Ihnen gehen wie mir. Sie werden nicht mehr Weinen, aber Sie werden Ihr Weh vielleicht tiefer fühlen.«

»Sie haben sie gepflegt,« sagte der Oberst, dessen Blicke ebensoviel Dankbarkeit wie Eifersucht ausdrückten.

Die beiden Männer verstanden einander. Sie drückten sich Nochmals die Hände und standen unbeweglich, in den Anblick der edlen Ruhe versunken, die der Schlaf über dies entzückende Geschöpf ausbreitete. Von Zeit zu Zeit stieß Stephanie einen Seufzer aus, und dieser Seufzer, der so voll

Empfindung schien, ließ den unglücklichen Oberst vor Hoffnung erbeben.

»Ach,« sagte sanft Herr Fanjat, »täuschen Sie sich nicht, mein Herr; Sie sehen sie jetzt in all ihrer Vernunft.«

Wer stundenlang begeistert damit verbracht hat, ein herzlich geliebtes Wesen schlafen zu sehen, dessen Augen im Erwachen ihm zulächeln würden, der begreift zweifellos das süße und qualvolle Gefühl, das Herrn de Sucey bewegte. Das Erwachen bedeutete hier Tod, und den furchtbarsten Tod !

Plötzlich kam ein Zicklein in drei Sätzen zur Bank gehüpft und beschnupperte Stephanie. Dies weckte sie. Sie sprang leicht auf die Füße, ohne daß diese Bewegung das launische Tier erschreckte. Als sie aber Philipp wahrte, flüchtete sie, gefolgt von ihrem vierfüßigen Gespiel, bis zu einer Holunder-Hecke. Dann stieß sie jenen leichten Schrei eines erschreckten Vogels aus, den der Oberst schon damals am Gitter vernommen hatte, als sie Herrn d'Albon das erste mal erschienen war. Schließlich kletterte sie auf einen Bohnenbaum, hockte sich in die grüne Krone dieses Baumes und musterte den Fremden wie die neugierigste aller Nachtigallen.

»Leb wohl, leb wohl, leb wohl!« sagte sie, ohne daß

die Seele diesem Worte irgendein Gefühl einhauchte. Es war die Gleichgültigkeit des Vogels, der sein Lied pfeift.

»Sie erkennt mich nicht!« rief der Oberst verzweifelt. »Stephanie! Es ist Philipp, dein Philipp, Philipp!«

Und der arme Offizier ging auf den Bohnenbaum zu; als er aber dem Baum auf drei Schritt nahe gekommen war, blickte ihn die Gräfin an, wie um ihn herauszufordern, obgleich ein fast ängstlicher Ausdruck in ihrem Auge war; dann rettete sie sich mit einem einzigen Satz aus dem Bohnenbaum auf eine Akazie und von da auf eine nordische Fichte, wo sie sich mit unbegreiflicher Leichtigkeit von Ast zu Ast schwang.

»Verfolgen Sie sie nicht,« sagte Herr Fanjat zum Obersten. »Sie würden nur eine Abneigung in ihr erwecken, die nicht mehr auszutreiben wäre. Ich will Ihnen helfen, sich ihr bekannt zu machen und sie zu zähmen. Kommen Sie auf diese Bank. wenn Sie sie nicht beachten, so wird sie sich unwillkürlich nähern, um Sie zu beobachten.«

»Sie! mich nicht erkennen, mich fliehen!« wiederholte der Oberst, sich auf der Bank niederlassend und den Rücken gegen einen Baum

lehnend, der mit seinem Laub den Platz beschattete. Er senkte den Kopf auf die Brust. Herr Fanjat schwieg. Bald stieg die Gräfin sachte von der Fichte herunter; sie schwang sich wie ein Irrlicht durchs Laub und überließ sich ganz den Schwingungen, mit denen die Bäume sich im Winde wiegten. Auf jedem Ast machte sie halt, um den Fremden zu beäugen. Da sie ihn aber unbeweglich sah, so sprang sie schließlich ins Gras herab und kam quer über die Wiese langsam auf ihn zu. Als sie sich etwa zehn Schritte von der Bank entfernt an einen Baum lehnte, sagte Herr Fanjat leise zum Oberst:

»Nehmen Sie unauffällig aus meiner rechten Tasche einige Stückchen Zucker. Zeigen Sie ihr dieselben. Sie wird kommen. Ich will gern zu Ihren Gunsten auf das Vergnügen verzichten, ihr selbst die Leckereien zu geben. Mit Hilfe des Zuckers, den sie leidenschaftlich liebt, werden Sie sie daran gewöhnen, sich Ihnen zu nähern und Sie auch zu erkennen.«

»Solange sie Weib war,« erwiderte Philipp traurig, »fand sie keinen Geschmack an Süßigkeiten.«

Als der Oberst Stephanie das Stück Zucker hinhielt, das er zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gefaßt hatte, stieß sie wieder ihren kleinen Schrei auf und eilte auf Philipp zu; dann blieb sie

stehen, von instinktiver Furcht gebannt. Sie blickte abwechselnd auf den Zucker und wieder fort, gleich den unglückseligen Hunden, denen ihre Herren verbieten, einen Leckerbissen eher zu berühren, als bis beim Aufsagen des Alphabetes einer der letzten Buchstaben erreicht ist. Schließlich siegte die tierische Leidenschaft über die Angst; Stephanie stürzte auf Philipp zu, streckte schüchtern die schöne braune Hand aus, um die Beute zu ergreifen, berührte die Finger ihres Geliebten, erwischte den Zucker und verschwand in einem Gebüsch. Diese entsetzliche Szene entmutigte den Oberst vollends, der in Tränen ausbrach und in den Salon flüchtete.

»Sollte die Liebe weniger Mut haben als die Freundschaft ! « sagte Herr Fanjat zu ihm. »Ich habe Hoffnung, Herr Baron. Meine arme Nichte war in noch weit beklagenswerterem Zustand, als Sie sie da sehen.«

»Ist es möglich!« rief Philipp.

»Sie blieb immer nackt,« erwiderte der Arzt.

Der Oberst machte eine fassungslose Gebärde und erbleichte. Herr Fanjat glaubte in diesem Erbleichen ein bedenkliches Symptom zu erblicken; er fühlte ihm den Puls und fand, daß er von heftigem Fieber befallen war. Seine Bitten bewogen ihn dazu, sich ins

Bett zu legen, und er reichte ihm eine leichte Dosis Opium, die ihm einen ruhigen Schlaf sichern sollte.

Acht Tage etwa vergingen, in denen der Baron de Sucey viel tödliche Angst ausstand. Bald hatten seine Augen keine Tränen mehr, Seine oft erschütterte Seele konnte sich nicht an den Anblick gewöhnen, den der Wahnsinn der Gräfin bot, aber er schloß sozusagen einen Vergleich mit der grausamen Situation und fand Minderungen in seinem Schmerz. Seine Selbstüberwindung kannte keine Grenzen. Er fand den Mut, Stephanie zu zähmen, indem er sie verschwenderisch mit Leckereien versorgte. Mit so viel Sorgsamkeit brachte er ihr diese Nahrung und wußte die bescheidenen Eroberungen, die er im Instinkt seiner Geliebten — diesem letzten Rest ihrer Vernunft — erhoffte, so bedachtsam weiterzuführen, daß sie zahmer wurde, als sie je gewesen. Jeden Morgen ging der Oberst in den Park hinunter ; und wenn er nach langem Suchen nicht erraten konnte, auf welchem Baume die Gräfin sich schaukelte, in welchem Winkel sie sich hingekauert, um mit einem Vogel zu spielen, oder auf welchem Dach sie hockte, so piff er die bekannte Melodie »Nach Syrien ziehen wir . . . «, an welche sich eine gemeinsame Liebeserinnerung knüpfte. Sogleich kam Stephanie zutraulich wie ein Reh dahergesprungen. Sie hatte sich

so daran gewöhnt, ihn zu sehen, daß er sie nicht mehr erschreckte; und bald hatte er erreicht, daß sie sich ihm auf die Knie setzte und ihn mit ihrem kühlen bebenden Arm umfing. In dieser, für ein Liebespaar so innigen Haltung reichte er der Gräfin ein Stückchen Zuckerwerk nach dem andern. wenn Stephanie alles aufgegessen hatte, geschah es oft, daß sie mit den mechanisch flinken Griffen eines Affen die Taschen ihres Freundes durchsuchte. wenn sie ganz sicher war, daß nichts mehr vorhanden sei, blickte sie Philipp mit klaren, gedankenlosen Augen an, in denen kein Erkennen leuchtete. Dann spielte sie mit ihm; sie versuchte, ihm die Stiefel auszuziehen, um seinen Fuß zu sehen, sie zerriß seine Handschuhe und setzte seinen Hut auf; aber sie duldete auch, daß er ihr übers Haar strich, ja, daß er sie in die Arme schloß, und seine glühenden Küsse nahm sie gleichgültig hin. wenn er Tränen vergoß, sah sie ihn schweigend an. Sie kannte gut den Pfiff »Nach Syrien ziehen wir«, aber er konnte nicht erreichen, daß sie ihren eigenen Namen »Stephanie« aussprach.

Was Philipp bei seinem mühevollen Unternehmen aufrecht hielt, war eine Hoffnung, die ihn nie verließ. wenn er an einem schönen Herbstmorgen die Gräfin friedlich unter dem goldenen Laub einer Pappel auf einer Bank sitzen sah, so ließ sich der arme Liebende

zu ihren Füßen nieder und sah ihr so lange in die Augen, als sie es duldete — immer hoffend, einen Funken der Vernunft darin aufflammen zu sehen; manchmal bildete er sich ein, die harten unbeweglichen Strahlen ihrer Blicke würden weich und belebt, dann rief er: »Stephanie! Stephanie! Du verstehst, du siehst mich!« Aber sie lauschte dem Ton dieser Stimme wie einem Geräusch, wie dem Rascheln des Windes im Laub oder dem Brüllen der Kuh, auf die sie hinaufzuklettern pflegte. Und der Oberst rang die Hände in Verzweiflung, in immer neuer Verzweiflung. Die Zeit und solche vergeblichen Versuche steigerten nur seinen Schmerz.

Eines Abends — ein klarer Himmel überspannte den Frieden dieser ländlichen Zurückgezogenheit — sah Herr Fanjat von weitem, wie der Baron eine Pistole lud. Der alte Arzt begriff, daß Philipp keine Hoffnung mehr hatte. Alles Blut jagte ihm zum Herzen, und wenn er der Ohnmacht, die ihn befallen wollte, widerstand, so war es, weil er seine Nichte lieber am Leben und Wahnsinnig wissen wollte, als tot. Er lief hinzu.

»Was tun Sie!« fragte er.

»Die dort ist für mich,« erwiderte der Oberst und wies auf eine geladene Pistole, die auf der Bank lag,

»und diese hierfür sie,« fügte er hinzu, indem er die Kugel tiefer in den Lauftrieb.

Die Gräfin lag auf der Erde und spielte mit den Kugeln.

»Sie wissen also nicht,« sagte der Arzt und suchte sein Entsetzen zu verbergen, »daß sie heute Nacht im Schlafe »Philipp!" gesagt hat!«

»Sie hat mich beim Namen genannt!« rief der Baron. Die Pistole entfiel seiner Hand, und Stephanie hob sie auf. Aber er entriß sie ihr, holte auch die andere von der Bank und eilte davon.

»Arme Kleine!« rief der Arzt, glücklich über den Erfolg seiner List. Er drückte die wahnsinnige an die Brust und sprach weiter: — »Er wollte dich töten, der Egoist! Er will dich töten, weil er leidet. Er versteht nicht, dich, um deiner selbst willen zu lieben, mein Kind. wir vergeben ihm, nichtwahr! Er ist nicht bei Sinnen — und du! Du bist nur wahnsinnig. Doch Gott allein darf dich zu sich rufen. wir meinen, du seiest unglücklich, weil du an unserm Elend keinen Teil hast; Narren, die wir sind! — Aber,« sprach er weiter und setzte sie auf seine Knie, » du bist glücklich, nichts kümmert dich. Du lebst wie der Vogel, wie das Wild im Wald.«

Sie stürzte sich auf eine-junge Amsel, die am

Boden hüpfte, fing sie, stieß einen kleinen Freudenschrei aus und erdrückte sie, und als sie sie tot sah, ließ sie sie zu Füßen eines Baumes liegen ohne weiter daran zu denken.

Früh am andern Morgen ging Herr de Sucy in den Garten hinunter und suchte Stephanie. Er glaubte an sein Glück. Da er sie nicht fand, pffiff er. Als die Geliebte gekommen war, nahm er sie beim Arm und führte sie — zum ersten Mal Seite an Seite — unter eine Gruppe herbstlicher Bäume, deren Laub der Morgenwind zu Boden streute. Der Oberst setzte sich, um Stephanie setzte sich von selbst auf seinen Schoß. Philipp er bebte vor Glück.

»Geliebte!« sagte er und küßte mit Inbrunst die Hände der Gräfin, »ich bin Philipp.«

Sie blickte ihn neugierig an.

»Komm,« fuhr er fort und preßte sie an sich. »Fühlst du mein Herz schlagen! Es schlug stets nur für dich. Ich liebe dich immer. Philipp ist nicht tot, er ist da, du bist auf seinem Schoß. Meine Stephanie, ich bin dein Philipp.«

»Leb wohl,« sagte sie, »leb wohl.«

Der Oberst erschauerte; er glaubte wahrzunehmen, daß seine Aufregung sich der Geliebten mitteilte. War es nicht, als wecke sein herzzerreißender

Hoffnungsschrei — diese tiefste Äußerung einer ewigen Liebe, einer wahnsinnigen Leidenschaft — als wecke er die Vernunft seiner Freundin ?

»Oh, Stephanie, wir werden glücklich sein.«

Sie ließ einen zufriedenen Ruf entschlüpfen, und in ihren Augen zeigte sich ein schwacher Schimmer von Verständnis.

»Sie erkennt mich! Stephanie!«

Der Oberst fühlte, wie ihm das Herz aufging, wie seine Augen feucht wurden. Aber plötzlich sah er, wie die Gräfin ihm ein Stückchen Zucker zeigte, das sie gefunden hatte, als sie, während er sprach, seine Taschen durchsuchte. Er hatte also jene Spur von Vernunft, wie sie für die Bosheit eines Affen zu reichend ist, für einen menschlichen Gedanken gehalten. Philipp verlor das Bewußtsein. Herr Fanjat fand die Gräfin auf dem Körper des ohnmächtigen Obersten sitzen. Sie knabberte an ihrem Zucker und äußerte ihr Behagen durch zierliche Gesten, die man bewundert hätte, wenn sie bei voller Vernunft versucht hätte, ihren Papagei oder ihre Katze nachzuahmen.

»Ach, mein Freund,« rief Philipp, als er wieder zur Besinnung kam, »ich sterbe an jedem Tag, in jeder Minute! Ich liebe zu sehr! Ich würde alles ertragen, wenn sie in ihrem Wahnsinn wenigstens ein wenig

Weiblichkeit bewahrt hätte. Aber sie immer so wild und selbst schamlos zu sehen . . . «

»Sie möchten also einen Opernwahnsinn?« sagte Herr Fanjat bitter. »Und Ihre Liebe ist Vorurteilen unterworfen! wie, mein Herr, ich habe um Ihretwillen auf das traurige Glück verzichtet, meine Nichte zu füttern, ich habe Ihnen das Vergnügen gelassen, mit ihr zu spielen, und für mich nichts als die drückendsten Pflichten zurückbehalten. während Sie schlafen, wache ich über sie, ich . . . Gehen Sie, Herr, geben Sie sie auf! Verlassen Sie diese traurige Einsiedelei.. Ich weiß mit dem lieben kleinen Geschöpf umzugehen; ich begreife ihren Wahnsinn, er rate ihre Gebärden, ich kenne ihre Geheimnisse. Eines Tages werden Sie mir Dank wissen.«

Der Oberst verließ das Kloster, um nur noch einmal dahin zurückzukehren. Herr Fanjat war entsetzt über die Wirkung, die er auf seinen Gast hervorgebracht hatte. Er begann ihn ebenso zu lieben wie seine Nichte. wenn einer der beiden Liebenden ein Recht auf Mitleid hatte, so war es sicherlich Philipp. Trug er nicht ganz allein die Last eines unsäglichen Kummers! Der Arzt zog Erkundigungen über den Oberst ein und erfuhr, der Unglückliche habe sich auf eine Besitzung in der Nähe von Saint-Germain zurückgezogen. Der Baron hatte, auf einen Traum vertrauend, einen Plan

entworfen, der Gräfin die Vernunft zurückzugeben. Ohne Wissen des Doktors verwandte er den Rest des Herbstes zu Vorbereitungen für dies ungeheure Unternehmen. In seinem Parke floß ein schmaler Fluß, der im Winter eine Strecke Sumpfland überschwemmte, die jener vom rechten Beresina-Ufer ein wenig glich. Das Dorf Vatout, das auf einem Hügel lag, schloß diesen Ort ab, wie Studzianka den Hintergrund zur Ebene der Beresina bildete. Der Oberst sammelte Arbeiter, um einen Kanal anzulegen, der den verheerenden Strom darstellen sollte, wo Frankreich seine Schätze — Napoleon und die Armee — verloren hatte. Die Erinnerung kam Philipp zu Hilfe, es gelang ihm, in seinem Park die steilen Ufer herzustellen, an denen General Eblé seine Brücken aufgeschlagen hatte. Er errichtete Gerüste und brannte sie wie der nieder, um die angeschwärzten und morschen Bohlen zu erzielen, die auf beiden Uferseiten den Nachzüglern bezeugt hatten, daß der Weg nach Frankreich ihnen verschlossen sei. Der Oberst ließ Trümmer herbeischleppen, ähnlich denen, die seine Unglücksgenossen zum Bau der Fähre benutzt hatten. Er verwüstete seinen Park, um die Illusion zu verstärken, auf die er seine letzte Hoffnung gründete. Er ließ Uniformen und zerfetzte Kleider kommen, um ein paar hundert Bauern einzukleiden.

Er errichtete Hütten, Biwaks, Batterien, die er wieder einäscherte. Kurz, er vergaß nichts, was dazu dienen konnte, die schrecklichste aller Szenen wieder aufleben zu lassen, und erreichte sein Ziel. In den ersten Tagen des Dezember, als der Schnee die Erde mit einem dichten weißen Mantel bekleidet hatte, erkannte er die Beresina wieder. Sein Rußland war von so überwältigender Echtheit, daß mehrere seiner Waffengenossen die Szene ihrer einstigen Leiden wiederzusehen glaubten. Herr de Sucey bewahrte das Geheimnis dieses tragischen Schauspiels, über das man jetzt in der Pariser Gesellschaft spricht wie über eine Narrheit.

Zu Beginn des Januar 1820 bestieg der Oberst einen Wagen, der jenem glich, welcher Herrn und Frau de Vandières von Moskau nach Studzianka gebracht hatte, und fuhr in den Wald von l'Isle-Adam. Dem Wagen waren Pferde vorgespannt, ganz ähnlich jenen, welche er mit Gefahr seines Lebens aus den Reihen der Russen geholt hatte. Er trug beschmutzte und seltsame Kleider und Waffen und Haartracht, wie am 29. November 1812. Er hatte sogar Haar und Bart wachsen lassen und war möglichst ungepflegt, damit dem schauerlichen Bilde nicht die volle Echtheit mangle.

»Ich errate Ihre Absicht,« rief Herr Fanjat, als er

den Oberst aus dem Wagen steigen sah. »wenn Sie wollen, daß Ihr Plan Erfolg habe, so zeigen Sie sich nicht in diesem Wagen. Ich werde heute Abend meiner Nichte ein wenig Opium geben. Wenn sie schläft, kleiden wir sie so, wie sie damals in Studzianka war, und dann setzen wir sie hier in den Wagen. Ich folge Ihnen in einer Berline.«

Um zwei Uhr morgens wurde die junge Gräfin in den Wagen getragen, auf Kissen gebettet und in eine grobe Decke eingehüllt. Ein paar Bauern leuchteten zu dieser seltsamen Entführung. Plötzlich hallte ein durchdringender Schrei in die Stille der Nacht. Philipp und der Arzt wandten sich um und sahen Genoveva, die halbnackt aus dem zu ebener Erde gelegenen Zimmer trat, in welchem sie schlief.

»Leb wohl, leb wohl! Es ist zu Ende!« rief sie unter heißen Tränen.

»Nun, Genoveva, was fehlt dir!« fragte Herr Fanjat.

Genoveva schüttelte verzweifelt den Kopf, hob die Arme zum Himmel, blickte auf den Wagen, stieß ein langes Knurren aus, und mit den Zeichen tiefsten Entsetzens ging sie schweigend wieder ins Haus.

»Das ist von guter Vorbedeutung,« rief der Oberst. »Das Mädchen bedauert, keine Gefährtin mehr zu haben. Sie sieht vielleicht voraus, daß Stephanie die

Vernunft zurückerhalten wird.«

»Gott gebe es,« sagte Herr Fanjat, dem der Zwischenfall Eindruck gemacht zu haben schien; denn seit er sich mit dem Irrsinn beschäftigt hatte, waren ihm öfters Beispiele eines prophetischen Geistes und der Gabe des zweiten Gesichts bei Geisteskranken vorgekommen, Eigenschaften, die sich übrigens nach Aussage von Forschungsreisenden auch bei wilden Völkerstämmen finden sollen.

So wie Herr de Sucey es berechnet hatte, erreichte Stephanie die künstliche Ebene der Beresina gegen neun Uhr morgens. Sie wurde von einem Böllerschuss geweckt, der in einer Entfernung von zirka hundert Schritt abgegeben wurde. Es war ein Signal. Tausend Bauern stießen ein fürchterliches Geheul aus, ähnlich dem verzweifelten Kampfschrei, der damals die Russen schrecken sollte, als zwanzigtausend Nachzügler sich durch eigene Schuld dem Tode oder der Gefangenschaft aus geliefert sahen.

Bei dem Schuss und dem Schrei sprang die Gräfin aus dem wagen, eilte in wahnsinniger Angst über die Schneefläche, er blickte die niedergebrannten Biwaks und das verhängnisvolle Floß, das man in eine eiserstarrte Beresina hinabließ. Dort stand der Major Philipp und schwang seinen Säbel über der Menge.

Frau de Vandières stieß einen Schrei aus, der alle Herzen erstarren machte, und stellte sich vor den zitternden Herrn de Sucy hin. Sie dachte nach und sah zunächst befremdet auf dies Bild. Einen Augenblick — kurz wie ein Blitz — hatten ihre Augen wieder den verständnislosen Glanz, wie wir ihn im schimmernden Auge des Vogels bewundern. Dann strich sie mit der lebhaften Bewegung Eines, der nachdenkt, mit der Hand über die Stirn, betrachtete diese lebendige Erinnerung, dies wieder auferstandene Stück Vergangenheit, blickte hastig auf Philipp und — sah ihn. Ein furchtbares Schweigen bannte die Menge. Der Oberst keuchte und wagte nicht zu reden. Herr Fanjat weinte. Stephanies schönes Gesicht nahm allmählich Farbe an; mehr und mehr nahm eine sanfte Röte darauf Platz, bis es strahlte wie das Antlitz eines jungen frischen Mädchens und schließlich in schönem Purpur glühte. Das Blut, das Leben, die aufflammende Vernunft nahm davon Besitz und breitete sich mehr und mehr aus wie ein Flammenherd. An krampfhaftes Zittern befiel sie von Kopf zu Fuß. Alle diese Erscheinungen, die sich in einem Augenblick vollzogen, fanden ihr gemeinsames Band in den Augen Stephanies, die einen himmlischen Strahl, eine lebende Flamme aussandten. Sie lebte, sie dachte! Sie erschauerte, vor Angst vielleicht! Gott selbst löste

zum zweiten Mal diese tote Zunge und warf von neuem sein Feuer in die erloschene Seele. Verstand und Willenskraft ergossen ihre elektrischen Ströme in diesen Körper, dem sie so lange fern gewesen waren.

»Stephanie!« rief der Oberst.

»Oh! Es ist Philipp!« sagte die arme Gräfin.

Sie warf sich in die bebenden Arme, die der Oberst ihr entgegenstreckte, und die wundersame Umarmung der beiden Liebenden bannte die Zuschauer. Stephanie zerfloß in Tränen. Ganz plötzlich versiegten ihre Tränen, sie erstarrte, als habe der Blitz sie getroffen, und sagte mit schwacher Stimme:

»Leb wohl, Philipp. Ich liebe dich, leb wohl!«

»Oh, sie ist tot!« rief der Oberst und öffnete die Arme.

Der alte Arzt empfing den leblosen Körper seiner Nichte, küßte sie, wie wohl ein junger Mann, und trug sie in seinen Armen zu einem Holzhaufen, wo er sich mit ihr niederließ. Er betrachtete die Gräfin und legte ihr die schwache und krampfhaft zitternde Hand aufs Herz. Es schlug nicht mehr.

»Es ist also wahr!« sagte er und blickte abwechselnd auf den regungslosen Oberst und auf Stephanies Gesicht, über das der Tod jene strahlende Schönheit ausgoß, jenen flüchtigen Heiligenschein,

der vielleicht ein Hinweis ist auf eine leuchtende Zukunft.

»Sie ist tot.«

»Ah, dieses Lächeln!« rief Philipp, »Sehen Sie dieses Lächeln! Ist es möglich !«

»Sie ist schon kalt,« erwiderte Herr Fanjat.

Herr de Sucy machte ein paar Schritte, um dem Anblick zu entfliehen; aber er blieb stehen, pfiff die Melodie, welche die wahnsinnige kannte, und da er die Geliebte nicht herbeieilen sah, entfernte er sich wankenden Schrittes, wie ein Trunkener, immer pfeifend, aber ohne sich umzublicken.

* *
*

Der General Philipp de Sucy galt in der Gesellschaft als ein sehr liebenswürdiger und vor allem heiterer Mann. Vor einigen Tagen erst beglückwünschte ihn eine Dame zu seiner guten Laune und seinem stets gleichbleibenden Wesen.

»Ach, Gnädigste,« sagte er zu ihr, »ich bezahle meine Scherze sehr teuer — des Abends, wenn ich allein bin.«

»Sind Sie denn jemals allein!«

»Nein,« erwiderte er lächelnd.

Hätte ein kritischer Beobachter der menschlichen Natur in diesem Augenblick das Mienenspiel des Grafen de Sucy gesehen — ein Schauer hätte ihn wohl überlaufen.

»Warum heiraten Sie nicht!« fuhr dieselbe Dame fort, die mehrere Töchter in einem Pensionat hatte. »Sie sind reich, von Rang und altem Adel; Sie sind begabt und haben eine Zukunft . . . alles lächelt Ihnen.«

»Ja,« erwiderte er, »aber es ist ein Lächeln, das mich tötet.«

Am andern Tage erfuhr die Dame zu ihrer Verwunderung, daß Herr de Sucy sich in der Nacht erschossen hatte. Die Aristokratie erzählte sich viel von diesem seltsamen Geschehnis, und jeder forschte nach dem Grunde. Liebe, Ehrgeiz, geheime Ausschweifungen — alles Mögliche wurde als Erklärung herangezogen für jene Katastrophe, die der letzte Akt eines Dramas war, das 1812 begonnen hatte. Nur zwei Männer, ein Staatsbeamter und ein alter Arzt, wußten, daß Herr de Sucy einer der starken Männer war, denen Gott die unglückselige Kraft gegeben, jeden Tag siegreich aus einem entsetzlichen Kampf hervorzugehen, den sie einem unbekanntem Dämon liefern. Entzieht ihnen Gott auch nur für einen

Augenblick seine hilfreiche Hand, so unterliegen sie.

– E n d e –

Tobias Guarnerius.

An einem nebligen Winterabend ging mein Urgroßvater, der in Bremen irgendwelcher Geschäftehalber sich aufhalten mußte, in einer kleinen Gasse hinter der Kathedrale auf und ab. was er da tat, werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß er damals zwanzig Jahre alt war und daß es wenige Städte in Deutschland gibt, wo die Grisetten anmutsvoller und herausfordernder sind. Das sage ich, ohne im Geringsten der guten Meinung, die Sie vielleicht von seinen Verdiensten gewonnen haben, schaden zu wollen. Aber es waren schon zwanzig Minuten verstrichen, seitdem die Stunde des Stelldicheins auf allen Uhren geschlagen hatte, ohne daß die Erwartete daran gedacht hätte, zu kommen, und mein Urgroßvater harrte immer noch.

Die Volksvertretung hat uns leider zu gut geheilt von dieser wunderbaren Geduld in der Liebe, und ich möchte den Mann sehen, den man heute noch ihrer fähig fände.

Während des langen Auf und Ab seines

Postenstehens hatte mein Urgroßvater einen kleinen Laden bemerkt, der an der Ecke der Gasse lag, die er durchmaß. An beiden Seiten der Tür zeigten zwei Bretter, die rötlich gestrichen und in Form von Violinen geschnitten waren, den Handel an, der da betrieben wurde, oder richtiger — der da nicht betrieben wurde, denn abgesehen von einer alten Baßgeige an der Wand, einem Kontrabaß ohne Saiten, einigen Bogen und der Quintgeige, die der Besitzer des Geschäftes gerade reparierte, war der Laden vollständig ausgeräumt und sah trotz der Inschrift über der Tür eher einer Wachstube der Bürgergarde ähnlich, als einem »Lager und Verkauf von Saiteninstrumenten«.

Eine Talgkerze, die auf einem auffallend hohen Leuchter qualmte und düstere Strahlen warf, beleuchtete kaum den Mann, der in diesem elenden Kramwinkel arbeitete. Es schien ihm auch nicht viel an der Vollendung der Arbeit zu liegen, die ihn gerade beschäftigte, denn von drei zu drei Minuten stand er auf, legte die Geige hin und ging mit großen Schritten auf und ab, mit starrem Blick und hastigen, überstürzten Gebärden, die zeigten, daß irgend ein Gedanke ihn tief beschäftigte.

Halb aus Neugierde, halb um einem soeben eingetretenen ausgiebigen Schneefall auszuweichen,

betrat mein Urgroßvater, der sich noch nicht zum Fortgehen entschließen konnte, den Laden des Geigenmachers, und trotzdem er keine Ahnung von Musik hatte, bat er, ihm Violinen zum Kauf vorzulegen.

»Violinen!« antwortete der Geigenmacher grob, »Sie sehen doch, daß ich keine habe und keine verkaufen kann — es sei denn, Sie wollen sich mit diesem Kontrabaß zufrieden geben. Ich mußte ihn für Reparaturen in Zahlung nehmen, die ich während mehr als einem Vierteljahr für das Orchester der »Gelehrten Hunde« besorgte; die hatten seinerzeit große Erfolge hier in der Stadt und haben auch vor den Herren des Großen Rats gespielt. wollen Sie ihn, meinen Kontrabaß! Ich lasse ihn Ihnen für zehn Taler; für fünfzig Livree, hören Sie, ohne weiteres Handeln.« Wäre mein Urgroßvater Millionenthaler mehr Musiker gewesen, als er es in Wirklichkeit war, so hätte er doch noch unendliche Mühe gehabt, auf den Vorschlag einzugehen, sich mit einem Kontrabaß zufrieden zu stellen, wenn er eine Violine haben wollte.

Nachdem er sich erlaubt hatte, mit einem großen Aufwand von Logik dem ehrlichen Geigenmacher diese Bemerkung bei zubringen, bekam er von diesem eine so absonderliche Antwort, daß er sofort vermutete, es mit einem Irren zu tun zu haben, mit

einem von einer fixen Idee Besessenen. Die Sache wurde ihm zur Gewißheit, als der eigentümliche Mensch wieder an fing, umherzugehen und zu gestikulieren, und als eine alte Frau, die Tür des Hinterzimmers öffnend, dem Besucher ein Zeichen gab, daß es im Kopf des armen Mannes nicht richtig sei.

Mein Urgroßvater verließ dann den Geigenmacher, und am nächsten Morgen reiste er ab.

Drei Jahre später, während eines neuen Aufenthaltes in Bremen, kam er zufällig durch dieselbe Gasse und bemerkte, daß der Laden des Geigenmachers geschlossen war. Auf den Fensterläden, die an verschiedenen Stellen Spuren von gewaltsamem Anbruch trugen, waren große rote Kreuze hingemalt. Dieser Umstand erregte seine Aufmerksamkeit, und am Abend beim Souper sprach er davon zu seinem Gastfreund, einem Polizeibeamten, und erzählte ihm, ohne von dem verfehlten Rendezvous zu sprechen, von der sonderbaren Aufnahme, die er vor drei Jahren in jenem Laden gefunden hatte. Der Beamte seinerseits erzählte ihm die Geschichte, die man hier lesen wird.

Der Mann, mit dem Sie zu tun hatten, hieß Tobias Guarnerius. Mit großer Mühe beschaffte er durch

seine Arbeit den Lebensunterhalt für sich und die alte Frau, die Sie gesehen haben. Es war seine Mutter, mit der er seit dem Tode seiner Frau zusammenlebte.

Da er in der Stadt der einzige Arbeiter in seinem Fach war und es eine beträchtliche Anzahl Künstler und Dilettanten gab, die ihm ihre Instrumente zur Reparatur brachten, hätte er eigentlich ganz bequem leben können. Aber zehn Jahre vor der Zeit, da Sie ihn sahen, wurde er von einem unglücklichen Verhängnis heimgesucht. Eines schönen Tages wurde er die Beute einer fixen Idee, und von dieser Zeit ab verfolgte er sie, ungeachtet der Opfer, die sie ihn kostete.

Seine Frau, die vor Nummer gestorben war, als sie ihn die ganze Frucht seiner Arbeit so verschwenden sah, hatte ihm vergeblich den Wahnsinn seiner Beharrlichkeit vorgestellt, hatte ihn beschworen, sie nicht ins Elend zu bringen; er hatte sich nicht darum gekümmert. Erst seine Ersparnisse, dann das Geld einiger Anleihen, die er aufgenommen hatte, endlich seine Möbel, seine Waren, ein Teil seiner Kleider, waren in dem Abgrund verschwunden, ohne daß so viele unnütze Versuche ihn ernüchert hätten. Zur Zeit, als Geldmangel ihn zwang mit seinen Experimenten auszusetzen, hatte er sich doch die Hoffnung bewahrt, seine Idee auszuführen, die ihm seiner Ansicht nach früher oder später großen Ruhm bringen und ihn

reichlich für alle Auslagen entschädigen mußte.

Es ist übrigens wahr: wenn er das Ziel erreicht hätte, das er sich gesteckt hatte, wäre es eine ausgezeichnete Sache gewesen! Er besaß eine Geige von Stradivarius, für die ihm Liebhaber wiederholt einen hohen Preis geboten hatten. Da war ihm der Gedanke gekommen, das Werk nachzuahmen. Er dachte, wenn er mit mathematischer Genauigkeit die Formen und Maße des Instrumentes wiedergäbe, wenn er das gleiche Holz benützen würde, aus dem es gebaut war, wenn es ihm gelänge, genau die Farbe und Politur nachzuahmen, müßte er dahinkommen, genau dieselbe Qualität herzustellen. Aber trotz aller Mühe, die er sich mit seinen Kopien gab — es war immer ein kleiner Unterschied gegen sein Modell! Unendlich feine Nuancen brachten, so schien es, die Überlegenheit hervor, die seine Verzweiflung war, und er suchte sich die Unvollkommenheit seiner Nachahmungen durch die kaum merkbaren kleinen Unterschiede logisch zu erklären. Er fing also immer wieder von vorne an. Es war ein Kreislauf, der ins Unendliche ging und der leicht das Vermögen eines Fürsten verschlungen haben würde. Nach vielen Versuchen indessen änderte sich seine Ursprüngliche Ansicht. Es war ihm eines Tages eine beinahe tadellose Nachahmung gelungen, und gerade dieses

Instrument zeigte sich so tief unter seinem Stradivarius, daß er schließlich vermutete, beim Schaffen jenes Meisterwerks müsse eine höhere Macht mitgearbeitet haben. — »wer weiß,« sagte er sehr ernst zu einem Physiker, der ihn bei der Lösung seines Problems durch neue Theorien des Kluges unterstützen wollte, »wer weiß, ob ich nicht außerhalb der materiellen Welt suchen sollte. Worte stellen Gedanken dar, ist es nicht so! Nun, wenn ich von der Seele meiner Violine spreche, vielleicht klopfe ich da, ohne es zu wissen, an die Türe, die ich so lange suche. was denken Sie davon, mein Herr!« Und der Physiker fing an zu lachen, und der arme Tobias Guarnerius versenkte sich immer tiefer in seine abgründigen Versuche.

Eines Tages ließ einer seiner Kunden, der ihm einen Bogen zur Reparatur gebracht hatte, ein Buch bei ihm liegen und vergaß während einiger Tage, es zu holen. In seinen Mußestunden, die selten waren — denn wenn seine Hände nicht arbeiteten, arbeitete sein armer Kopf, der niemals ruhte — durch blätterte Tobias Guarnerius dieses Buch. Es war eines jener achtunggebietenden Werke deutscher Geduld und Gelehrsamkeit, in dem der Verfasser in der Vorrede mit schlichten Worten anzeigte, daß er »de omni re scibili« und einige andere Sachen schreiben würde. In

der Tat fand man in dem Buch neben einem Kapitel über die beste Form der Regierung, ein Kapitel über die Art, den Rücken seiner Frau zu kratzen, wenn er sie juckt! einem Rezept zur Bereitung von Cyperwein folgte eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit der elftausend Jungfrauen und eine Rede über die Vorteile der Kahlheit. Der ganze gewaltige Band trug das Gepräge selbstgefälliger Einfalt und hatte einen besondern Reiz, der unsern Monomanen so fesselte, daß er ihn während eines halben Tages seine fixe Idee vergessen ließ.

Plötzlich, beim Umwenden einer Seite, findet er ein Kapitel mit der Überschrift: »*Von der Transfusion der Seelen*«.

Beim Lesen dieser Worte war ihm, als ob die Enthüllung des großen Geheimnisses, dem er so lange nachgejagt, ihm ganz nahe bevorstände. Er machte einen Freudensprung, rief seine Mutter, beauftragte sie, den Laden zu bewachen und Nachfragenden anzugeben, er sei ausgegangen. Dann lief er in sein Zimmer, schloß sich ein und begann das Kapitel zu lesen, das nach seiner Ansicht das wunderbarste sein mußte, das jemals die Feder eines Philosophen hervorgebracht hatte.

Es ist nicht nur in Büchern — sondern bei allen

Dingen des Lebens: in seinen Freundschaften, seinen Hoffnungen, seinen Zukunftsaussichten und besonders in der Liebe, daß man Enttäuschungen fürchten muß, ähnlich denen, die Tobias Guarnerius erwarteten. Das Kapitel, für dessen Durchsicht er sich eine Minute vorher ein Pfund Fleisch vom Leibe hätte schneiden lassen, erwies sich als ein schlechtes Machwerk, beschwert mit Zitaten aus Kirchenvätern, aus Aristoteles, Plato und der Heiligen Schrift. Nach vielen Abschweifungen, Abstraktionen und Redereien kam der Verfasser zu der ganz neuen Entdeckung, daß die Seele unsterblich sei. Unstreitig waren es die armseligsten zwanzig Seiten des ganzen Foliobandes, die da unter dem prächtigsten Titel vereinigt waren.

Aber Tobias Guarnerius' Stunde war deshalb doch gekommen. Mit einer merkwürdigen Macht erzwang er aus den drei Worten, die ihm so plötzlich erschienen waren, einen logischen Sinn, der sich mit seinen visionären Ansichten, zu denen er in der letzten Zeit gekommen war, deckte. Er fing an, sich die menschliche Seele als bewegliche Substanz vorzustellen, von einem Ort zum andern übertragbar. In Deutschland, wo die Philosophie in der Luft liegt, hatte er als Handwerker über Seelenwanderungen sprechen gehört. Und dieses System, so wenig wert man ihm auch beilegte, konnte doch so erweitert

werden, daß es den philosophischen Geigenmacher zu seinem Ziel gelangen ließ. Drei Stunden Nachdenkens, die über diese Erleuchtung dahingegangen waren, gaben Tobias' Geist einen unerschütterlichen Glauben, und von da ab beschäftigte er sich nur mit dem Problem, auf welche Art er seine psychologische Entdeckung für seine Kunst verwerten könnte.

Drei Monate später, es war in der Nacht vor St. Josefstag — längst schon hatten alle Uhren eingeschlagen, und die ganze Stadt Bremen lag im Schlaf, da war die Werkstatt von Tobias Guarnerius sorgfältig geschlossen. Und aus Furcht, daß man durch die Sprünge der Holzläden das Licht, das im Hinterzimmer brannte, sehen könnte, hatte er die Glastüre, die von da in seinen Laden führte, mit einem dichten Vorhang aus grünem Wollstoff doppelt verhängt.

Diese Vorsichtsmaßregeln waren sicher nicht überflüssig, denn es war ein seltsames Werk, mit dem der Geigenmacher beschäftigt war.

In dem großen rotgeblühten Bett, in dem sie vor nahezu vierzig Jahren ihn in die Welt gesetzt hatte, lag seine alte Mutter Brigitte Guarnerius, eine Beute der entsetzlichsten Todesangst; sie erlag einem

Krebsleiden, das ihren Körper längst zerrüttet hatte. Über ihre röchelnde Brust gebeugt stand Tobias; keine Träne glänzte in seinen Augen, kein Muskel seines Gesichtes zuckte und verriet auch nur das geringste Mitgefühl für das bittere Leiden, dessen Zeuge er war. Er schien ganz beherrscht von der Vorahnung des feierlichen und verhängnisvollen Augenblicks, dessen Erwartung alle seine Sinne festhielt. Ein wunderlicher Apparat, den keine menschliche Wissenschaft je beschrieben oder geahnt haben mochte, verband — anscheinend um irgend eines seltsamen Experimentes willen — das Bett der Sterbenden mit einem Tisch, auf dem eine unvollendete Geige lag. Eine an einem Ende sich trichterförmig erweiternde Röhre, offenbar aus mehreren Metallen zusammengesmolzen, war der alten Frau am Munde angesetzt und empfing ihre Atemzüge, deren jeder mit klagendem Röcheln darin verschwand. Am andern Ende war diese Röhre einem hölzernen Steg ein gefügt, dem gleich, der bei allen Saiteninstrumenten aufgestellt wird. Nur hatte dieser einen etwas größeren Durchschnitt als der gewöhnliche, und statt aus massivem Holz zu sein, war er ausgehöhlt und konnte sich durch eine kleine Klappe, die wunderbar gearbeitet war, hermetisch schließen, sobald die Verbindung mit der Röhre aufgehoben wurde. Genau über der Stelle der

provisorischen Vereinigung von Holz und Metall und Wohl um im Augenblick der Trennung dieser beiden ein etwaiges Ausströmen zu verhindern, war ein Kästchen oder Häuschen von Fichtenholz angebracht. Die Bretter, die feucht und verfault waren, hauchten einen entsetzlichen ekelhaften Geruch aus, und ein großer verrosteter Nagel, der noch daran hing, zeigte, daß sie früher Teile eines viel größeren Gegenstandes gewesen sein mußten.

Als um ein Uhr zweiundfünfzig Minuten und einigen Sekunden der Atem der Kranken stillstand und Puls und Herz aufhörten zu schlagen, hörte man plötzlich in der Röhre, die wie von einem galvanischen Strom durchzuckt wurde, einen langen Seufzer, der gleichsam wie ein Zittern das Metall durchlief und auf das damit zusammenhängende Instrument übersprang. Bei dem Ton sprang Tobias Guarnerius hinzu. Mit irren Augen und keuchender Brust riß er die verbindende Röhre hinweg, und trotz des heftigen Widerstandes, der sich seinem Druck entgegenstellte, trotz des schmerzlich klagenden Stöhnens, das sich unter seinen Fingern wand, drückte seine Hand mit aller Kraft die Klappe über dem Rand des Steges zu. Jetzt muß ich es Ihnen sagen, trotzdem niemals der materielle Beweis für diese Ungeheuerlichkeit erbracht wurde: — es scheint, daß

Tobias Guarnerius in dieses hohle Holz die Seele seiner Mutter eingeschlossen hatte, die erste Seele, die er fand, um seine grauenvolle Entdeckung zur Tat zu machen.

Im Augenblicke, wo das Band zerriß, das die Seele an den sterblichen Körper gefesselt hatte, wollte diese sich erheben, um nach oben zurückzukehren. Doch sie fand sich gezwungen, den engen Weg zu verfolgen, der für sie bereitet war, und kam in ihrer Not bis an dessen Ende. Sie wäre sicher in der kurzen Zeit, die ihr Henker brauchte, um die Klappe zu schließen, entschwebt. Aber mit erschreckender Voraussicht war alles bedacht. Die Fichtenbretter, die die Stelle beschatteten, an welcher das Grauenvolle vollführt wurde, waren Bretter eines Sarges, die kurz vorher auf dem Kirchhof ausgegraben worden. Als die Seele herausdrängte, bekam sie entsetzen vor diesem Verwesungsgeruch, durch den sie hindurch mußte, und zuckte zurück. Da war Tobias herbeigeeilt und hatte sie in ihr Gefängnis ein geschlossen und hielt sie da, um sich ihrer nach seinem Willen zu bedienen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß solche schauderhafte Vermessenheit ohne Folgen für ihren Urheber bliebe.

Im selben Augenblick, da alles vollendet war, fiel

Tobias, wie von einem elektrischen Schläge getroffen, zu Boden und blieb stundenlang bewußtlos liegen, selbst als die Sonne schon aufgegangen war.

Als er aus der schweren Ohnmacht erwachte, spürte er eine solche Ermüdung in allen Gliedern, als habe er einen langen Weg gemacht. Dann sammelte er mit großer Mühe seine Gedanken, um sich darüber klar zu werden, was mit ihm geschehen war. Endlich wußte er sich über die Ereignisse der Nacht Rechenschaft zu geben. Mit einem Zittern der Hand, das sich nie mehr verlor, näherte er sich dem Bett, in dem die Leiche seiner Mutter schon kalt und starr war. Er schloß ihre Augenlider, wobei er sich wohl hütete, ihrem starren Blick zu begegnen. Als er dann noch ihr Gesicht mit einem Tuch bedeckt hatte, wurde er von tiefer Angst befallen. Es schien ihm, als ob das Gesicht, das sich unter dem weißen Tuch abzeichnete, ihn vorwurfsvoll und drohend ansähe.

Ungefähr zwei Wochen waren es her, seitdem die sterblichen Reste Brigittens ins Grab gesenkt worden; es hatten sich bei ihrer Beerdigung auffallende Dinge ereignet, denn jedesmal, wenn der Priester in den Gebeten von der Seele der Verstorbenen zu sprechen hatte, waren die Kerzen, die am Sarge brannten, von selbst verlöscht, und man hatte viel über diesen Umstand und andere Dinge, die sich ereignet hatten,

gesprachen. Tobias, der Zeuge dieses Phänomens gewesen, und den bei seiner Freude, den Traum seines Lebens verwirklicht zu haben, dennoch Gewissensbisse quälten, hatte noch nicht gewagt, das Instrument zu versuchen, das eine wundervolle Harmonie zu bergen schien: denn wenn nur die Luft darüber hinstrich, enthauchte es Seufzer von unglaublicher Süße. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, Tobias habe sein geheimnisvolles Streben erreicht, und jeden Tag kamen Leute der Stadt, teils aus Interesse, teils aus Spöttelei, sich erkundigen, wann man die Wundergeige zu hören bekommen würde. Aber Tobias wich immer wieder aus, unter dem Vorwande, daß sein Werk noch nicht beendet sei.

Da geschah es, daß der mutmaßliche Erbe eines kleinen deutschen Fürstentums durch die Stadt kam. Die Vorsehung hatte ihm, jedenfalls aus guten Gründen, außer seiner Bestimmung zum Regenten auch das Talent zum bedeutenden Geigenspieler verliehen. Sein Ruf als Virtuose hatte sich durch ganz Europa verbreitet — beinahe so, wie der militärische Ruhm des großen Friedrich — und er hielt sich in keinem Lande auf, ohne daß man ihm zu Ehren ein Konzert gegeben hätte, bei dem er es keineswegs für unter seiner Würde hielt, sich selbst hören zu lassen. Der Gouverneur von Bremen, der natürlich allen

Grund hatte, sich dem erlauchten Künstler angenehm zu machen, beeilte sich, eine musikalische Soiree zu veranstalten und ließ Tobias Guarnerius nicht im Ungewissen, daß es ihm angenehm wäre, bei der Gelegenheit zum ersten mal seine Erfindung vorgeführt zu sehen. Von diesem Augenblicke an schloß Tobias mit seinem Gewissen einen Waffenstillstand. Das Entsetzen, das ihn seit seiner räuberischen Tat verfolgte, verblaßte allmählich. Seltsame Vernunftgründe kamen ihm zu Hilfe. Man weiß nie, sagte er sich, wer nach himmlischen Gesetzen uns in extremis Ablass gibt für ein gutes Gefühl, noch wer uns für einen bösen Gedanken bestraft, weiß weder wer verdammt, noch wer erlöst wird. Meine Mutter Brigitte führte in unseren Augen einen ehrsamen Lebenswandel. Sieht es der himmlische Richter ebenso an! Und wer kann wissen, ob ich ihr nicht, in dem ich sie hier zurückhalte, einige Tage von der ewigen Verdammnis erspare! Folglich bin ich ein guter Sohn! schloß er mit einer Sophistik, die eines Advokaten von heute würdig wäre. Andere bewahren die Gebeine ihrer Anverwandten, ich erhalte mir die Seele meiner Mutter; es ist mir nicht möglich mich von ihr zu trennen. Diese beiden Arten kindlicher Pietät sind ebenso verschieden in ihrer Größe wie Geist und Materie. Mit solchen Gedanken,

die er in die schönsten Worte kleidete, brachte er sein Gewissen zur Ruhe.

Als der Abend der großen Probe gekommen war, wurde Tobias plötzlich von neuer Unruhe befallen. Bisher hatte ihn ausschließlich sein künstlerischer Ehrgeiz beschäftigt; jetzt kamen ihm Zweifel, ob ihm sein Experiment wirklich gelungen sei: Hatte er die Seele tatsächlich in ihr Gefängnis verpflanzt! Konnte sie nicht, wenn sie auch eine Weile da gewohnt hatte, dennoch, dem ewigen Gesetze folgend, nach oben entschwebt sein! Man stelle sich nur die große Enttäuschung vor, wenn seine überirdische Schöpfung sich plötzlich vor der versammelten Stadt als irgendein ganz gewöhnliches Instrument zeigen würde, mit ebenso kreischenden Tönen, wie die früheren Geigen seines Fabrikats! Diese Besorgnis war nicht unbegründet, und ehe er sich einem solchen Mißerfolg ausgesetzt hätte, hätte er lieber seine religiösen Bedenken überwunden und hätte sein Werk mit eigenen Händen zu spielen versucht, wenn es ihm noch erreichbar gewesen wäre. Aber als Mann, der seine Leute kannte, hatte er es in einem kostbaren verschlossenen Kasten ins Rathaus geschickt und nur den Schlüssel behalten. Der Würfel war also gefallen, und er konnte nichts mehr ändern. Noch eine Viertelstunde — und er würde den Ruhm eines

Stradivarius und aller andern Meister überstrahlen oder der Gegenstand unerbittlichen Spottes sein. Diesen zwei Möglichkeiten ist eben jeder ausgesetzt, der auf dem Jahrmarkt des Lebens etwas Neues zu denken oder auszuführen versucht. Als die Stunde gekommen war, wo alle Mitwirkenden der großen musikalischen Veranstaltung versammelt waren, wurde Tobias Guarnerius in den Salon des Gouverneurs eingeführt, wo er diesmal Zulaß hatte. Sein beinahe vorsintflutlicher Anzug, dem man trotz aller darauf verwandten Mühe die jahrelange Abnützung ansah, und sein linkisches und gespreiztes Wesen machten ihn zu einer komischen Erscheinung. Aber doch: als man ihn dann in einem Winkel sitzen sah, das Gesicht totenblaß, das Auge starr und in unsagbarer Angst auf den Virtuosen gerichtet, der seinem Werk den ersten Ton entlocken sollte, erschien er niemandem mehr komisch, und jeder hatte mit ihm Angst und war mit ihm bewegt.

Es ist unmöglich, in Worten die Ergriffenheit zu schildern, die durch die Menge ging, als der Bogen über die Saiten strich und die gefangene Seele ihr bitteres Leid klagte. Viele haben versichert, daß es ihnen bei den ersten Tönen schien, als würden sie von der Erde emporgerissen und schwebten mitten im Raume in unerhörter Todesangst; andere empfanden

den Ton so schrill und schmerzhaft, als rühre er an ihre Nerven selbst und löse sie vom Fleische los. Aber was menschliche Sprache nicht wiedergeben kann, ist das unaussprechliche Mitgefühl all dieser Seelen, die wie durch einen Zauber spürten, daß hier eine andere Seele zu ihnen rief, so daß sie mit ihr in Tränen zerflossen und in untröstliche Traurigkeit versanken. Weder der Schmerz einer Mutter um ihren Erstgeborenen, noch der Jammer einer verlassenen Geliebten, noch die Klage des Künstlers, der stirbt, ehe sein Werk vollendet ist, kann eine Vorstellung vom tiefen Weh dieser Tochter des Himmels geben, die verräterisch über ihre Zeit hier zurückgehalten wurde und danach schluchzte, in die Ruhe des Unendlichen zurückzukehren. Niemand, selbst derjenige nicht, der den Bogen über die Saiten führte, hatte sich an eine einzige Note der Melodie erinnern können, die Tobias Guarnerius' Violine gespielt hatte, niemand hätte sagen können, ob das, was er gehört, ein melodischer Sang gewesen war oder die wundersame Erzählung eines göttlichen Dichters, in der mit meisterhafter Kunst ein Bild aller Leiden, aller Ängste, aller Traurigkeiten des Lebens zusammengefaßt war; unnennbare Schwermut und wirkliche grausame Enttäuschungen. Es hätte aber auch niemand sagen können, daß er je zu anderer Zeit

oder an anderem Ort eine so tiefergreifende Harmonie vernommen hätte.

Sobald der Sang geendet hatte und jeder der Zuhörer aus der Ekstase wieder zu sich selbst gekommen war, wandten sich alle Blicke Tobias Guarnerius zu. Der Künstler in ihm hatte den Menschen übertäubt, so daß er den Schmerzensschrei und seinen Widerhall in aller Herzen nicht gehört hatte — jenen Schrei, der vor allem ihn hätte rühren müssen; denn für ihn war es nicht nur eine Klage, sondern ein bitterer Vorwurf. Er hatte nur einer herrlichen Harmonie gelauscht, die alles über ragte, was die Meister seiner Kunst je hervorgebracht hatten; und er, der nun endlich die Aufgabe seines Lebens gelöst sah, war auf die Knie gesunken, die Hände gefaltet und gen Himmel gestreckt, und Tränen liefen über sein Gesicht, das in unsagbarer Freude erstrahlte. Erst nach einigen Minuten bemerkte er den deutschen Prinzen, der ihn am Arm rüttelte, um ihn aus seiner frohen Versunkenheit zu wecken, und der ihn fragte, ob er ihm seine Violine für tausend Taler geben wolle.

»Meine Violine! für tausend Taler!« antwortete er, indem er den Prinzen mit geistesabwesendem Köcheln ansah, »das heißt: Sie bieten einen Preis für das, was nicht war und nun da ist. Sie wollen die Schöpfung kaufen, Herr, so viel ich sehe! wieviel würden Sie für

die Sonne zahlen, bitte, wenn sie eines Tages zu verkaufen wäre!«

Was bedeuteten diese stolzen Worte des armen Geigenmachers! War seine kindliche Pietät über den Handel, den man ihm vorschlug, unwillig, oder war es das Selbstbewußtsein des Künstlers, das sich gegen die niedrige Einschätzung seines Werkes auflehnte ! Der Käufer legte die Rede in letzterem Sinne aus und verdoppelte die Summe; aber Tobias antwortete wieder, daß seine Violine nicht verkäuflich sei, daß sein Ruhm von nun an unsterblich sei (wie derjenige aller Dichter unserer Zeit, wie es scheint) und daß ihm dies genüge. Zu seinem Unglück hatte er es mit dem Willen eines Prinzen zu tun, der nicht so leicht vor einem Hindernis zurückschreckt. Der königliche Dilettant nahm ein Portefeuille aus der Tasche, das 12000 Livree in Banknoten enthalten mochte, breitete sie auf einem Tischt aus, holte noch eine Börse hervor, die wenigstens so voller Goldmünzen war wie diejenige des Verführers im Lustspiel, und rief: »Dafür Ihre Violine!«

Der Stolz des armen Tobias, der in seinem ganzen Leben vielleicht noch nie die Summe von 1000 Livres besessen hatte, seine Kindesliebe, seine kaufmännische Berechnung, mit einem Wort alles, was ihn hätte zurückhalten können, fiel beim Anblick

dieses Reichtums plötzlich von ihm ab. Er zählte mit dem Blick die Banknoten auf dem Tisch, schätzte rasch den Inhalt der Börse ab und sagte dann mit der Miene eines Mannes, der da möchte, daß man ihn unter einem unwiderstehlichen Zwang glaube: »Da Sie es durchaus wollen, nehme ich den Preis an; ich gebe Ihnen sogar (großartige Freigebigkeit) den Kasten und Schlüssel mit drein. Nur merken Sie sich, daß ich für meine Ware nicht verantwortlich bin. wenn Sie nicht achtgeben und etwas in Unordnung kommt — ich übernehme keine Reparatur.« Des Prinzen Lust nach der Violine war so heftig, daß er gar nicht an die Möglichkeit eines Schadens dachte. Er ließ seinen Erwerb in den Kasten legen, den er so großmütig dreinbekommen hatte, und beauftragte seinen Kammerdiener, ihn in seine Wohnung zu tragen. Beinahe gleichzeitig stahl er sich aus der Gesellschaft des Gouverneurs weg, um seinen Schatz sofort zu genießen, und während der ganzen folgenden Nacht gab es auf fünfzig Klafter in der Runde nicht einen Nachbarn, der ein Auge schließen konnte, so geräuschvoll und langdauernd war die Besitzergreifung.

Was Tobias betrifft, so brauchte er die halbe Nacht, um sich zu wiederholen, was er schon im Salon des Gouverneurs verkündigt hatte, nämlich, daß sein

Ruhm unsterblich sei. Während des andern Teiles der Nacht berauschte er sich an dem Gedanken seines Reichtums: 15000 und einige hundert Livres, gut gezählt, und er vermeinte, daß dies sehr viel wäre. Um sich dessen besser zu versichern, ging er im Geist alle Brüche durch, in die diese Summe sich teilen ließ; er zahlte Stück für Stück seine Goldmünzen, und als er seine Lampe verlöscht hatte und das Gold nicht mehr sehen konnte, machte es ihm Vergnügen, es zu betasten, und schließlich sammelte er die Münzen in seine Börse, um sie zu wägen und alle beisammen in der Hand zu halten. Das dauerte bis drei Uhr morgens, dann schlief er ein.

Am nächsten Tag wachte er früh auf, und es war ihm wie einem Menschen, der am Abend in heiterer Stimmung, im Rausch, eingeschlafen ist und sich früh mit schmerzdem Kopf, müdem Geist und trübem Herzen wiederfindet. Ein Gedanke gewann jetzt Oberhand: er hatte die Seele seiner Mutter nicht nur gestohlen, er hatte sie nicht nur gefangen gehalten, er hatte sie auch verkauft. Der Mann, der dafür bezahlt hatte, konnte sie zu jeder Stunde, die ihm gefiel, wecken, zum Singen und weinen zwingen; dieser Mann konnte sie wieder verkaufen; er konnte sie auf Reisen mit sich führen und — wie es im ersten Psalm heißt: er konnte sie zum »Schemel seiner Füße«

machen.

Während Tobias diese quälenden Vorstellungen hatte, betrat jemand seinen Laden. Es war ein Diener des Gouverneurs, den er gut kannte, denn er war in seiner Jugend der Verlobte der alten Brigitte gewesen, die er geheiratet hatte, wenn er nicht in den Krieg hatte müssen. Als er nach vielen Jahren zurückgekehrt war und sie verheiratet gefunden hatte, war er ihr doch in Freundschaft zugetan geblieben, und der Gatte Brigittens selbst, der seiner Frau vertraute, hatte ihn aufgefordert, sie zu besuchen, wann er wollte. So war Tobias mehr als einmal auf seinen Knien geritten. Dieser Mann nun hatte vom Vorzimmer aus die Violine gehört, in der die Seele Brigittens seufzte, und er hatte sofort ihre Stimme erkannt, denn die Erinnerung der Liebe, so alt auch die Knochen eines Menschen sind, schwindet nicht aus seinem Gedächtnis, und gerade so hatte Brigitte einst an einem Tag geklagt, den er nie vergessen hatte, an dem Tag ihres Abschieds. Daß er die Seele seiner Geliebten klagen gehört, hatte ihn während der Nacht in unglaubliche Bestürzung versetzt, und sobald es Tag wurde, kam er zu Tobias Guarnerius, um Aufklärung darüber zu verlangen, wie dies hatte geschehen können. Bei den ersten Worten, die der Greis ihm sagte, wurde Tobias verwirrt und stammelte eine

verlegene Antwort; dann aber sammelte er sich und versuchte die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Aber Brigittens Geliebter war kein Gimpel, und er schüttelte den Kopf, als er ging, und murmelte zwischen den Zähnen, daß hinter der Sache ein böses Geheimnis stecke.

Wenn Tobias schon grausam unter seiner Schuld gelitten hatte, als er diese noch für ein Geheimnis zwischen sich und dem Himmel ansah, so wurde das nun ganz anders, als er die Gedanken anderer auf der Fährte seines Verbrechens fand und fürchten mußte, daß sein Diebstahl sogar vor Gericht kommen könnte. Stundenlang kämpfte er mit seiner Furcht und seiner Reue; aber zuletzt unterlag er, nahm den Kaufpreis, den er am Abend vorher erhalten hatte, und lief zum Käufer, um ihn zu bitten, den Handel rückgängig zu machen. Seine Absicht war, sobald die Violine wieder in seinen Händen wäre, den Zauber zu brechen und der Seele ihre Freiheit wiederzugeben. Aber die Menschen, denen es sehr leicht wird, die Wege des Bösen zu betreten, finden nicht leicht den Pfad, der sie zurückführt. Der Prinz war vor Tag abgereist; und zurzeit als Tobias an seine Tür klopfte, war er schon recht weit. Entschlossen, die Last seines Verbrechens nicht länger zu tragen, lief Tobias zurück, um seinen Laden zu schließen, ging dann vor die Stadt, den

Postwagen zu erwarten, und sprang hinein, um sich in die Residenz des Prinzen zu begeben.

Aber als er angekommen war, vergingen zwei Tage, ehe er sich der Hoheit nähern konnte; und als ihm endlich der Zutritt gestattet war, vernahm er, daß die Violine in andere Hände gekommen sei. Der Prinz hatte sie nicht länger als acht Tage spielen können, sein ganzes Nervensystem war davon zerrüttet worden. Sein Arzt hatte erklärt, der durchdringende Ton der neuen Geige habe die Krankheit verursacht, und daraufhin hatte der Prinz die Violine verkauft, an einen italienischen Künstler, der eine Tournee durch Europa machen und auch in Paris Konzerte geben wollte.

Sofort begab sich Tobias wieder auf die Reise. In der Hauptstadt Frankreichs angekommen, schenkte er ihren Wundern, die er zu anderer Zeit mit lebhaftem Interesse betrachtet hätte, keinerlei Beachtung. Es beschäftigte ihn nur eines: Die Adresse des Signor Ballondini zu erfahren. Er fand sie ohne viele Mühe, denn dank seiner Violine war Signor Ballondini von seinem ersten Konzert an ein berühmter Mann geworden und alle Zeitungen sprachen nur von seinem Talent und dem wunderbaren Ton, den er seinem Instrument entlockte.

Tobias wollte sich fast über den italienischen Virtuosen er zürnen, der den ganzen Ruhm für sich nahm, während doch ein großer Teil davon dem Geigenmacher zukam. Aber er dachte, daß seine Eigenliebe diesen Kelch trinken müsse, als Sühne für sein Vergehen, und er nahm sich vor, nicht über das zu klagen, was man ihm entzog, wenn er nur das Glück hätte, wieder in Besitz seines verhängnisvollen Werkes zu gelangen. Sobald wußte, wo Signor Ballondini wohnte, bestieg er einen Fiaker und erreichte des Künstlers Wohnung eine halbe Stunde nach dem dieser nach Italien abgereist war, um auch dort Konzerte zu geben. Tobias Guarnerius folgte ihm.

Man fände kein Ende, wenn man alle Orte und alle Hände aufzählen wollte, durch welche die verhängnisvolle Violine ging. Die stärksten Nerven konnten sie nie länger ertragen als vierzehn Tage, und doch, so oft ein Besitzer daran dachte, sich ihrer zu entledigen, fand sich ein anderer als Nachfolger, ohne daß das Instrument an Wert verlor. Während mehr als zwei Jahren folgte der arme Tobias der Geige nach durch Italien, England, Ostindien, Spanien und endlich nach Deutschland, wohin er zurückkam, nachdem er neuerdings Frankreich durchquert hatte.

Nach unerhörten Strapazen kam Tobias Guarnerius in Leipzig an, wo, wie er gehört hatte, ein reicher

Buchhändler der gegenwärtige Besitzer des Instrumentes war. Diesmal kam er nicht zu spät, und die Violine befand sich wirklich in den Händen des Mannes, den man ihm bezeichnete. Aber auf seinen Reisen hatte sich des Geigenmachers Börse trotz der strengsten Sparsamkeit doch erschöpft, und im Augenblick, wo er um ein Objekt unterhandeln wollte, dessen Preis sich beständig zwischen zwölf- und fünfzehntausend Livres gehalten hatte, waren kaum einige Louis sein eigen geblieben. Er hielt also mit sich selbst Rat und kam zu der Ansicht, daß von allen Diebstählen, die ein Mensch begehen konnte, der einer Seele der verächtlichste sei, und daß der einzige Weg, der ihm zur Sühne seines Verbrechens noch offen war, darin bestand, ein zweites zu begehen. Er bestach also mit dem Geld, das ihm geblieben war, die Ehrlichkeit eines Bedienten und erhielt von diesem die Zusage, ihn nachts in das Haus des Buchhändlers einzulassen, damit er sich dann der Violine bemächtigen könne.

Aber der Fluch des Schicksals verfolgte Tobias so sehr, daß ihm sogar ein schlechter Vorsatz nicht gelang. Es stellte sich heraus, daß der bestochene Diener ein ehrlicher Spitzbube war, der den Gewinn berechnet hatte, den es ihm bringen würde, den Preis für eine schlechte Tat zu nehmen und sie nicht zu begehen. Er verriet Tobias an seinen Herren. Auf

frischer Tat ertappt, wurde Tobias ins Gefängnis geworfen und sah als Krönung all seiner Leiden entehrenden Kerker vor sich. Die Furcht vor dieser Zukunft brachte bei ihm eine Krankheit zum Ausbruch, die sein heftiger Ehrgeiz, der Nummer seiner Enttäuschungen und die Unruhen und Aufregungen der letzten Jahre langsam vorbereitet hatten. Von Herzerweiterung befallen, wurde er ins Spital gebracht.

Von Minute zu Minute erwartete er den Tod, und das Schicksal, das wohl nichts mehr von ihm erwartete, behandelte ihn ritterlich und ließ ihn nicht in Ungewißheit darüber, daß für seine Heilung nichts geschehen könne. Dadurch konnte er wohl hoffen, der menschlichen Gerechtigkeit zu entgehen, nicht aber der himmlischen Gerechtigkeit, mit der er, wie er wohl fühlte, eine lange Rechnung zu regeln hatte, und doch wagte er nicht, die Tröstungen und Hoffnungen des Sakramentes der Reue zu verlangen, in Angst vor der Ungeheuerlichkeit des Bekenntnisses, das er vor seinem Richter ablegen mußte.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, ein Sonnenstrahl fiel auf sein Bett, das er nicht mehr verlassen sollte, und verlieh allem, was ihn umgab, ein festliches Aussehen; ein frischer Wind bewegte die Blätter der Bäume unter seinen Fenstern, und die

Vögel sangen lustig in den Zweigen. So viel Ruhe und Glück lag in der Luft, daß man geschworen hätte, an einem so schönen Tag könne man nicht sterben. Der Anblick dieser freudigen Natur hatte Tobias' Geist auf den Himmel gelenkt. In sein Herz war die Hoffnung auf Gnade eingezogen. Er fühlte jetzt den Mut, sein Geheimnis einem Priester anzuvertrauen, um Absolution zu erhalten, und auf sein Verlangen kam der Geistliche des Krankenhauses, um seine Beichte entgegen zu nehmen. Sie war lang, diese Beichte, denn es schien dem Armen, daß sein Bekenntnis, in viele Worte eingekleidet, ihm leichter fallen würde. Und als er endlich damit fertig war, hatte ihn die Aufregung sehr geschwächt, und der Priester, der ihn anhörte, hätte gut daran getan, sich zu beeilen. Aber in seiner Eigenschaft als Verkünder von Gottes Wort hatte er die Gewohnheit, keine Absolution zu erteilen, ohne wenigstens einen größeren Teil seiner sieben Reden vorhergehen zu lassen, die er einst über die sieben Todsünden geschrieben und gepredigt hatte. In diesem besonderen Fall, wo keine seiner Reden eigentlich für die Lage des Reuigen paßte, mußte er mehrere Absätze aus verschiedenen Predigten zusammenstellen, und das verlängerte und komplizierte seine rednerische Leistung so sehr, daß der Kranke, dessen Kräfte zusehends abnahmen,

inzwischen in Agonie verfiel. Seit einigen Minuten schien er das Gefühl für alles, was ihn umgab, verloren zu haben, und der gute Priester war gerade zum Schluß seiner Rede gelangt, als der schrille ferne Klang einer Violine, die eine Tirolienne spielte, sein Ohr berührte. Diese Musik störte, wie man sich denken kann, den Prediger nicht weiter, und erfuhr fort und beendigte seine Rede; aber dem Kranken drang sie durch Mark und Bein. Er fuhr von seinem Lager auf, seine Haare sträubten sich, ein nervöses Zucken überlief sein Gesicht, er packte in furchtbarer Angst den Arm des Beichtvaters und drückte ihn heftig: »Hören Sie,« sagte er mit kläglicher Stimme, »hören Sie die Seele meiner Mutter, die weint!« Nach diesen Worten befiel ihn ein minutenlanges Krampf, und er verschied ohne Absolution erlangt zu haben.

Der arme Tobias hatte sich aber ganz grundlos aufgeregt, denn was er gehört hatte, war die Geige eines Krankenwärters, der in seinen freien Stunden, wenn die Wunden verbunden und die Toten eingesargt waren, sich mit schönen Künsten beschäftigte, für die Menschen seines Schlages Neigung haben.

Im nämlichen Augenblick, als Tobias Guarnerius sein Leben beschloß, hörte der Buchhändler, der jetzt die Geige besaß, im Innern des Kastens ein starkes Klingen, als ob man kräftig über eine Saite striche.

Als er öffnete, um nachzusehen, was es sein könnte, fühlte er einen leisen Hauch, der über sein Gesicht hinfuhr; alle Saiten waren mit einmal gesprungen, der Steg war umgefallen, das, was man die Seele nennt, hatte sich losgelöst, und man hörte es im Innern des Instrumentes klappern. Doch schien es weiter nicht gelitten zu haben. Ein Geigenbauer wurde beauftragt, den Schaden gut zu machen. Als er sie aus der Hand gab, hatte die Geige ihren seelenvollen Klang verloren. was man besonders vermißte, war jenes Vermögen, die Nerven zu erregen, das sie vorher ausgezeichnet hatte. So wie sie jetzt war, blieb sie noch immer ein beachtenswertes Werk, das im europäischen Geigenhandel bekannt war.

Einige Jahre später, als das Gerücht vom Tode des Tobias Guarnerius sich in seiner Vaterstadt verbreitet hatte, sprach der alte Diener des Gouverneurs, der bis dahin geschwiegen, von seinen Vermutungen, und da das damalige plötzliche Verschwinden Tobias' die öffentliche Aufmerksamkeit schon sehr erregt hatte, kostete es dem Alten nicht mehr viel Mühe, sich Glauben zu verschaffen. Das Volk rottete sich vor dem Laden zusammen, der seit beinahe drei Jahren geschlossen war, sprengte die Türe und drang in das Innere ein. Viele verdächtige Sachen, unter anderem Teile des Transfusionsapparates, von dem ich

gesprochen habe, auch einige Bücher in fremdartiger Schrift, wurden gefunden und trugen dazu bei, das Andenken des Geigenmachers in schlechten Ruf zu bringen, der glücklicherweise keine Nachkommen hinterlassen hatte. Während mehr als zwei Monaten war die Geistlichkeit damit beschäftigt, Messen zu lesen, welche fromme Seelen für die Ruhe von Brigitte Guarnerius gestiftet hatten. Am Morgen nach dem Sturm auf den Laden fand man die roten Kreuze, die Sie bemerkt haben, auf den Fensterläden, ohne daß man wußte, wer sie hingemalt hatte. Seit dieser Zeit mußte der Eigentümer des Ladens, der schon vor dem Tode des Tobias öfters versucht hatte, ihn billig zu vermieten, die Hoffnung aufgeben, auf irgendeine Weise Nutzen daraus zu ziehen. Er hat, wie man sagt, vor, ihn niederreißen zu lassen, und die Leute in jenem Stadtviertel freuen sich darüber; denn es heißt, daß man oft nachts unheimlichen Lärm dort höre. Ich glaube jedoch, daß das Altweibergeschichten sind, denen aufgeklärte Geister keinen Glauben schenken sollen; denn man kann sich nicht genug fernhalten von dem dummen Aberglauben, dem das gemeine Volk so leicht unterliegt. —

— E n d e —